Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


HANS R. SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG





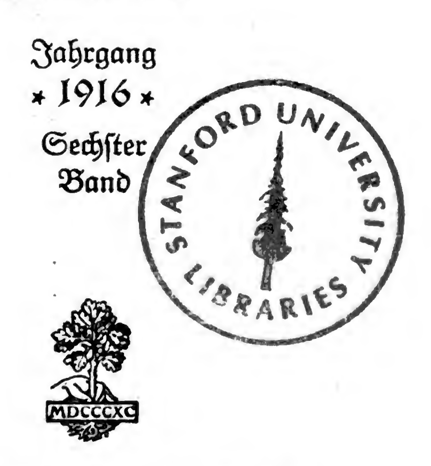
Zu der Novellette „Der Dieb" von Hans Zuchhold. (S. 17)
Originalzeichnung von Fritz Schoen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Sechster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite



Der Dieb

Novellette von Hans Zuchhold

Mit Bildern von Fritz Schoen

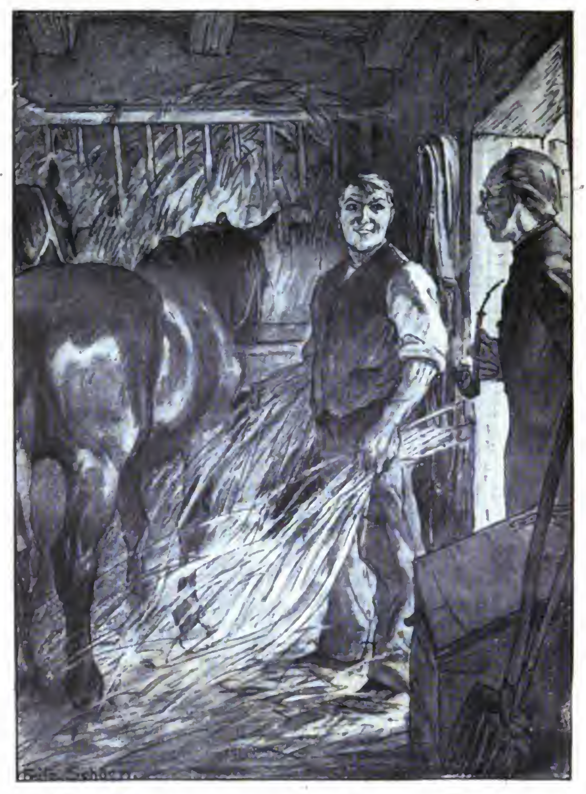
Es war in einer Zeit, in der die Zeitungen fast in jeder Woche einmal von Einbrüchen in Kirchen oder Pfarrhäusern berichteten. Besonders die Umgegend Berlins wurde in verwegener Weise und scheinbar von einer gut geleiteten Bande heimgesucht.

Der junge Pastor eines kleinen märkischen Dorfes schritt über seinen schlechtgepflasterten Pfarrhof dem Pferdestall zu. Warmer Stalldunst kam ihm mit einem Schwarm von Fliegen entgegen, als er unter der niedrigen Tür stehen blieb.

Die beiden Pferde wirkten in dem engen Raum unnatürlich groß. Die braunen glänzenden Leiber füllten fast die ganze Länge des Stalles aus. Rechts war gerade noch ein schmaler Gang und dahinter in einer Ecke das Bett des Knechtes. Der stand breitschultrig und kräftig da und warf den Pferden frische Streu auf.

„Na, Achsel," fing der Pastor an, „ich muß nun meine Reise doch noch machen. Es sind nur zwei Nächte, in denen du das Haus zu bewachen hast, aber es muß eben alles bedacht sein."

Achsel lachte und reckte die muskulösen Arme. „Lassen Sie die Kerls man kommen, Herr Pastor, ich werde schon fertig mit dem Pack." Er bildete sich immer etwas ein auf seine Schlauheit. In der Schule, besonders als Rechenkünstler, war er immer der Erste gewesen, und auch im Leben stand er seinen Mann und war als sogenannter Allerweltskerl überall gut zu gebrauchen; als Soldat hatte er sich die Schießschnüre mit einer Eichel geholt. Nein, der Pastor brauchte wirklich keine Furcht zu haben.



„Am besten ist es, du schläfst im Pfarrflur. Da hörst du gleich jedes Geräusch, ob es nun von draußen oder von drinnen kommt. Die Türen münden ja alle auf den Flur. Und natürlich hast du einen geladenen Revolver bei dir. Du kannst dann gleich mal 'reinkommen, damit ich dir die Ladevorrichtung zeigen kann."

„Ach, ich habe schon genug solche Dinger in meinen Händen gehabt. Ich treffe im Dunkeln, wenn es sein muß.“

Der Pastor machte ein bedenkliches Gesicht. „Nur nicht die Sache zu leicht nehmen. Die Bande hat eine feine Spürnase und wird es bald herausbekommen haben, daß ich nicht da bin.“

Klemens Achsel wischte sich die Hände an seiner blauen Schürze ab. „Nu ja, ich will mir alles ansehen.“

„Vornheraus sind ja die Fensterläden mit den eisernen Vorlegestangen. Sei aber vorsichtig und prüfe jeden Abend nach, ob auch alles gut zu ist; aber das Küchenfenster und das Speisekammerfenster nach dem Hof heraus, die haben gar keinen Schutz.“

„Über das Hoftor, da kriecht auch so leicht keiner weg.“

„Für Diebe ist solch ein Hoftor überhaupt kein Hindernis.“

„Na, Herr Pastor, gerade ausgerechnet in den beiden Nächten, nee, ich glaube wirklich nicht, daß da einer einsteigen wird.“

„Man kann es aber nicht wissen. Augustes Bruder wird bei den Pferden schlafen, damit die uns nicht gestohlen werden, während wir das Haus ängstlich bewachen.“

Achsel lachte und sah seine Pferde an. „Das sind keine guten, die lassen sich nicht so mir nichts dir nichts fortführen. Die schlagen aus, wenn ein Fremder kommt.“

„Trotzdem! Ich will, daß Augustes Bruder hier schläft.“ Plötzlich überzog sich die weiße Stirn des Pastors mit dunkler Röte. Er erinnerte sich, daß

Klemens Achsel schon seit Jahr und Tag seiner Köchin den Hof machte. Das Mädchen war mit fünfzehn Jahren zu ihm gekommen, war anstellig und fleißig und kochte heute mit ihren zwanzig Jahren wirklich recht gut. Achsel war sogar schon acht Jahre bei ihm. Beide waren ein paar treue, strebsame Menschen, es war auch nicht ausgeschlossen, daß die Auguste einmal Achsel das Jawort gab und seine Kutscherfrau wurde, aber vorderhand schien sie noch keine Lust zu haben, und auf jeden Fall verbot die Würde des Pfarrhauses, die beiden nachts allein zu lassen.

„Auguste schläft in diesen beiden Nächten zu Hause bei ihrer Mutter. Ich mag das Gerede im Dorf nicht hinterher. Auguste ist auch ganz damit einverstanden.“

Der Knecht bückte sich und warf eine Streunadel, die ihm zwischen die Zehen gekommen war, beiseite.

Der Pastor dachte sich sein Teil. Gehorsam patschte der Knecht mit seinen nackten Füßen hinter ihm her ins Haus, um sich den Revolver zeigen zu lassen.

Auguste stand, die Hände in die Hüften gestemmt, in der Küchentür. „Daß du ja deine Betten vorher in die Sonne bringst und dir die Beine vorm Schlafengehen wäschst. Ich habe keine Lust, deinen Stallgeruch noch wochenlang im Hause zu haben.“

Sie hatte immer ein loses Mundwerk, und er grinste nur dazu. Wenn sie sich im Stall von ihm küssen ließ, war ihr der Stallgeruch durchaus nicht zuwider.

Am Nachmittag fuhr der Pastor fort, am Abend kamen die gesonnten Betten ins Pfarrhaus, und Auguste machte noch selbst das Lager zurecht, ehe sie ging.

„Nu halt die Ohren steif, wenn einer kommt. Knallen allein tut’s nicht. Weißt du, ich würde ihm in den Finger beißen, meinethalben den ganzen Finger

abbeißen. Da vergißt einer seinen Einbruch drüber. Das kannst du glauben."

Achsel war allein. Solange noch die Laterne brannte, ging es. Als er aber nur noch die grauen Fensterscheiben und das dicke schwarze Fensterkreuz vor sich sah, wurde es ihm doch ein wenig unheimlich. Wie in einem Sarge kam er sich vor so mitten auf dem großen Hausflur in seiner Bettstelle. Rundherum kein Tisch, kein Stuhl, keine Wand, nur die dicke dunkle Nacht.

Er horchte nach der Küche hin. Nein, es war noch zu früh, jetzt konnten sie noch nicht kommen. Ach, Unsinn, es würde ja überhaupt keiner kommen. Aber der Pastor hatte von achthundert Mark Kassengeldern gesprochen, die in seinem Schreibtische lagen. Es war eine hübsche Summe, wenn einer davon wußte.

Achthundert Mark — wenn man die selber hätte! Da wäre man gleich aus allen Sorgen heraus. Wenn er sein Erspartes hinzutat, konnte er sich ein Häuschen bauen, freilich mit ein paar Hypotheken; aber es war doch ein Haus, und zu einem Stück Acker würde es auch noch reichen. Und er brauchte der Guste nicht zu beichten, daß er immer ein bißchen geflunkert hatte, wenn er von seinem Gesparten sprach. Um sie sich gewogen zu machen, war es ihm auf ein paar Nullen mehr oder weniger nicht angekommen. Donner, wenn er selbst die achthundert Mark hätte! Da würde sie von heute auf morgen ja sagen, die Guste, und er hätte endlich seinen eigenen Tisch, unter den er die Beine strecken könnte, und 'ne feine Frau und noch manches andere.

Es konnte gar nicht so schwer sein, das Geld aus dem Schubfach herauszukriegen und dann so zu tun, als wenn es Diebe geholt hätten.

Als er in seinen Gedanken erst so weit gekommen

war, tat sein Herz vor Schreck doch ein paar große Schläge. Er mußte das Deckbett zurückschlagen, so siedeheiß war es ihm plötzlich geworden. Aber in der Ferne winkten Augustes pralle Arme und ihre roten Lippen. Wenn er in diesem Jahr noch heiraten könnte!

Er fing an zu rechnen. Dem Pastor ging nicht ein Pfennig verloren, wenn er das Geld nahm, und die Behörde, die da irgendwo meilenweit weg war und die schließlich der ganze Kram was anging, die fühlte so einen Diebstahl gar nicht groß, die rechnete mit ganz anderen Summen, für die waren achthundert Mark wie ein Groschen, den man hinter sich wirft. Es war eigentlich eine grenzenlose Dummheit, wenn er die schöne Gelegenheit so vorübergehen ließ, wo er doch eigentlich niemand was wegnahm und zwei Menschen zu ihrem Glück kommen konnten. Die Gewissensbisse, die über ihn kommen wollten, jagte der Gedanke an die lockende Heirat mit Auguste weg. Es war ja auch bloß der Staat, der dabei verlor.

Er erhob sich und zündete die Laterne an. Sein eigener Schatten stand riesengroß wie ein drohendes Gespenst an der Decke. Ach was, er brauchte nichts zu fürchten; er war kein Dummkopf und brauchte sich nur seinen Plan zu machen, um nichts herauskommen zu lassen. Genau, wie es ein Dieb gemacht hätte, so mußte er es anstellen, und kein Mensch würde hinterher einen Verdacht auf ihn haben. Jeder wußte, daß er dem Herrn Pastor acht Jahre treu gedient hatte; nein, wenn er es schlau anfing, heimste er das Geld ein, und kein Hahn krähte danach. Er wußte auch schon ein gutes Versteck am alten Backofen im Garten. Mochten sie noch so sehr suchen, dahinter kamen sie



nicht, und nach einer Weile, wenn ein bißchen Gras über die Sache gewachsen war, freite er seine Guste.

Er saß auf seiner Bettkante und überlegte, wie es wohl so ein Dieb anfinge. Vornheraus, da hatte der Pastor recht, an die Fensterläden mit den eisernen Vorlegestangen, da machte sich keiner so leicht 'ran.

Da kletterte der Dieb doch schon lieber über den Torweg herein. Ja, und dann — eine Scheibe durfte natürlich nicht klirren. Ganz und gar geräuschlos mußte es gehen. Er saß und sann, wie er es anstellen konnte, daß die Polizei glauben mußte, der Fensterriegel wäre von außen geöffnet worden; er fand keinen richtigen Weg. Es war doch nicht so einfach, wie er erst dachte. Ach was, dann war eben mal das Küchenfenster aus Versehen nicht geschlossen worden. Er selbst konnte ja beteuern, er hätte es geschlossen, freilich, beschwören könne er es nicht, aber es wäre ihm ein Rätsel, wie das möglich gewesen sein sollte. An Worten sollte es ihm nicht fehlen. Er war ja kein Esel und würde den Kopf schon aus der Schlinge ziehen. Also die Fenstersache war erledigt.

Der angehende Verbrecher dachte weiter nach. Der Dieb mußte so leise sein, daß er, Achsel, nicht aufwachte, denn durch welches Fenster der Einbrecher auch eingestiegen sein mochte, er mußte immer über den Flur, wenn er vom Hofe aus kam. Am besten, er knebelte sich und band sich die Hände zusammen. Das mußte doch so zu machen gehen, daß keiner auf den Gedanken kam, er hätte es selber getan. Auf welche Weise, das konnte er sich noch immer nachher überlegen. Für diese Nacht war es doch zu gewagt; es wurde schon um drei hell, und der Schreibtisch war auch nicht eins zwei drei aufgebrochen. Den mußte er sich überhaupt mal ansehen. Der Pastor hatte ihm ja gezeigt, in welchem Fach das Geld lag. Er nahm die Laterne von der Diele auf und tappte bis vor den Schreibtisch.

Ja, wenn er ein Schlosser wäre, dann würde er wohl das Ding ziemlich leicht aufschließen können, aber so ohne Dietrich — Er setzte sich auf einen Stuhl und blickte

immerfort auf das Schreibtischfach, in dem er das Geld liegen wußte. Endlich kam ihm ein erlösender Gedanke: er mußte das ganze Holz um das Schloß herum, vielleicht zehn Zentimeter im Geviert, ausstemmen. Den Metallgriff konnte er leicht mit einem Schraubenzieher vorher losmachen. Das ausgestemmte Holz hing dann mit dem Schloß an der Schreibtischplatte, die Schublade ging auf, und er hatte das Geld. Wie er seine Guste kannte, würde er in der Küche alles, was er an Handwerkszeug brauchte, schön in Ordnung im Fensterschrank finden. Nur genau aufpassen, in welcher Reihenfolge sie es liegen hatte, keinen Augenblick den Kopf verlieren und alles genau überlegen. Es kam ja nur auf das Überlegen an! Also erst das Holz am Schreibtisch ausstemmen, dann das Handwerkszeug genau an Ort und Stelle legen, dann im Garten das Geld vergraben und dann zurück und sich selbst binden und knebeln. Er überlegte, ob er sich das Binden und Knebeln ersparen könne. Nein, es war aus vielen Gründen notwendig. Das angelehnte Küchenfenster sah dann nicht mehr so verdächtig aus, man konnte ihm nicht den Vorwurf machen, er sei nicht wachsam genug gewesen. Und Gustes Mitleid, wenn sie ihn so gebunden sah! Wieder war es der Gedanke an sie, der ihn vorwärts trieb.

Wie man sich selbst fesseln könne, ohne daß andere Verdacht schöpften, das machte ihm für den Augenblick am meisten Kopfzerbrechen. Mit den Beinen kam er wohl zurecht; aber die Hände — und wie brachte man dann den Knebel tief genug in den Mund? Aus dem Werkzeugkasten holte er eine starke Schnur und ließ sie prüfend durch die feuchten Hände gleiten. Nun noch ein Tuch. Mit abgeblendeter Laterne tastete er sich in

Augustes Kammer, nahm von einem Stoß frisch geplätteter Taschentücher ihrer Kommode eines weg und schlich sich wieder hinunter in den Flur.

Mühsam stellte er auf seinem Bett Versuche an, band sich Hände und Füße und plagte sich, das lose zusammengeballte Tuch mit den Zähnen zu fassen. Er löste die Verschnürungen und fing von vorne an. Endlich wußte er, wie er es machen konnte: er mußte das Taschentuch, während er sie zusammenband, schon in den Händen halten; dann brauchte er sich nur mit dem Oberkörper vorzubeugen, die Finger halfen nach, und der Knebel saß. Der Schweiß troff ihm von der Stirne. Bangen stieg in ihm auf, als sich die zerknüllte Leinwand nicht mehr in die richtigen Falten legen wollte. Das zerknitterte Taschentuch konnte zum Verräter werden. Zum anderen Male ging er mit unsicheren Beinen durch die Küche in Gustes Kammer und steckte das Taschentuch zuunterst in das Fach. Auf dem Rückweg stieß er derb an den großen Küchenschrank. Die Teller klirrten — erschreckt horchte er auf und floh vor seinem Schatten ins Bett. Frierend und schnatternd zog er die Decke über den Kopf.

Aus wüstem Traum weckte ihn Augustes hartes Pochen an der Haustür. Als wenn man ihn von einer Kirchturmspitze hinuntergeworfen hätte, so war ihm im ersten Augenblick zumute.

Er taumelte in die Höhe. Seine Hände waren schwer und ungelenk. Nur mit Mühe und ohne rechtes Bewußtsein bekam er die Kleidungsstücke auf den Körper.

„Mensch, wie siehst du aus!" Auguste lachte über sein verschlafenes graues Gesicht. „Haben dir die Diebe den Verstand gestohlen? Na, besser, als wenn sie jetzt mit dem Geld fort wären!" Sie gab ihm einen leichten

Schlag auf den Rücken. „Nu mach, daß du unter die Pumpe kommst. Ein kalter Wasserstrahl aufs Genick bringt dir wieder die Gedanken zusammen. Ich koche dir derweil einen starken Kaffee.“

Später in der Küche kam ihm unwirklich vor, was sich nächtens mit ihm zugetragen. Und doch wußte er nebenan in der Kammer das zerknitterte Taschentuch; die Gedanken daran machten gleich wieder etwas von der Unheimlichkeit der Nacht lebendig.

„Guste, das Bett, das mußt du mir nicht so in die Mitte stellen; es ist wie eine Aufbahrung.“

„Hast du dich etwa gegrault? Ein gesunder Kerl wie du!“

„I woher denn graulen!“ Er lachte, es klang aber nicht sicher, nicht überzeugend.

Auguste fühlte es deutlich heraus, er hatte doch Angst gehabt. Im stillen wunderte sie sich auch, daß er nicht zärtlich wurde, wo sie sich doch heute nicht groß in acht zu nehmen brauchten vorm Pastor. Schon eine ganze Weile saß sie dicht neben ihm auf der Bank. „Nu geh nur in den Stall! Das Wasser hat dich noch immer nicht ganz wach gemacht,“ sagte sie endlich.

Klemens Achsel arbeitete an diesem Vormittag wie noch nie. Er wurde das unangenehme Gefühl nicht los, daß irgendwo seine Nachtgedanken auf ihn lauerten; er fürchtete sich vor der großen Gefahr, fühlte die drohende Schmach und Schande. Wie das doch alles immer an einem Faden hing! Wenn der riß, war alles aus; man wanderte ins Gefängnis und wurde sein Lebtag kein freier Mensch mehr. Er fing an zu pfeifen; er wollte an nichts mehr denken — da fiel sein Blick auf einen feinen Strick, der im letzten Winkel des Stalles über einer Leitersprosse hing. Ganz elend wurde

ihm tagsüber immer wieder, wenn ihm der Strick einfiel, mit dem er sich die Füße und die Hände binden wollte.

Als aber der Nebel aus den Wiesen stieg und die Umrisse der Bäume in Dämmerschatten versanken, wurden die Nachtstimmen wieder lauter in ihm. Zahlen tanzten vor seinen Augen, er mußte rechnen, ob er wollte oder nicht: achthundert Mark! Und es waren nur zehn Zentimeter Holz wegzustemmen! Das Handwerkszeug lag bereit. Was war er doch für ein feiger Kerl, wenn er eine so gute Gelegenheit unbenützt vorübergehen ließ. Das Glück streckte die Hand schon nach ihm aus. Es war Wahnsinn, es von sich zu weisen.

Diesmal lachte Auguste nicht, als er sie aus der Haustür herausließ. „Nee, du siehst aber wirklich schlecht aus, Klemens," sagte sie mit besorgten Augen.

„Das kommt davon, wenn man immer mit einem halben Ohr auf den Dieb passen muß und nicht ausgeschlafen hat," beruhigte er sie.

Müde und zerschlagen von der Tagesarbeit legte er sich ins Bett und sank bald in traumlosen, tiefen Schlaf.

Plötzlich, mitten in der Nacht, richtete er sich jäh in die Höhe. Es war, als wenn er an beiden Armen hochgerissen würde. Die Gedanken der vorigen Nacht waren es, die kamen und ihm keine Ruhe ließen.

Es schlug ein Uhr, als er jäh erwachte und wie unter einem Zwang an die Ausführung des Planes ging, mit dem er sich in der letzten Nacht herumgeschlagen hatte. Er wußte selbst kaum, wie er im tiefen Dunkel den Weg fand zum Stall und zurück, in die Küche zum Werkzeugkasten, in Gustes Kammer. Erst als er die Laterne anzündete und die Hand auf die Türklinke an des Pastors Arbeitsstube legte, wurde ihm wieder

bänglich, als wenn jemand hinter ihm wäre. Es war nur sein eigener Schatten. Irgendwo knisterte ein wurmstichiger Balken. Er wollte leise vor sich hin pfeifen, um nicht durch jeden kleinen Laut erschreckt zu werden. Es ging nicht; seine Lippen waren zu trocken.

Nachtschwarz lag die Stube; ein Geruch von mildem verflogenem Pfeifenrauch kam ihm entgegen, warnende Gedanken trug er mit. Dummes Zeug! Die Blechstäbe der Laterne warfen ein schwarzes Schattenkreuz an die Decke. Es war ein schlechtes, spärliches Licht für seine Arbeit. Entschlossen kniete er am Schreibtisch nieder und versuchte sich vorzustellen, wie breit der Riegel sein mochte, um sich jede unnütze Mühe zu ersparen*).

Und wie er so hinstarrte, wurde es ihm plötzlich ganz hell vor den Augen, als wenn ein einziger greller Lichtstrahl an ihm vorbei das Schloß erleuchtete. Einen Augenblick lang glaubte er an eine Sinnestäuschung. Aber da war auf einmal ein deutliches Geräusch hinter ihm. Er fühlte mit kaltem Entsetzen, wie seine Arme nach hinten gebogen und seine Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, wie ihm dürre Finger den Knebel in den Mund preßten, Stricke um seine Füße wanden, wie sie ihn wegschleppten in die hinterste Ecke der Stube.

In den ersten Augenblicken hatte nur der eine furchtbare Gedanke in seinem Hirn Raum: er war bei seiner verbrecherischen Tat ertappt worden! Erst langsam kam die Wut in ihm hoch, daß er sich in seinem Schuldgefühl von diesen schwachen Kerlen überrumpeln und

*) Siehe das Titelbild.

einfangen ließ. Er, der starke Mann, dem eine Waffe zur Verfügung stand, den ein Einbruch gar nicht unvorbereitet traf, der nur in der Pfarre schlief, um die Kerle abzufangen.

Er riß an den Stricken; ein Fußtritt traf ihn. Schreien wollte er, aber der Knebel steckte zu tief; er mußte schlucken und schlucken, um nicht an all der Trockenheit zu erwürgen, und starr zusehen, wie zwei kleine vermummte Gestalten mit Blendlaternen hin und her liefen und Schublade um Schublade erbrachen.

Der übelschmeckende Lappen quoll ihm im Munde. Er versuchte, sich ein wenig aufzurichten, fühlte, wie ihm die Augen aus den Höhlen traten. Es war ihm, als wenn er ersticken müßte. Todesangst befiel ihn, als sie ihm ein zweites Tuch vor die Nase stopften. Das roch so süß; er atmete tief und rasch. Die Guste, das Taschentuch — Es war auf einmal ganz leicht und licht in ihm. —

„Ach Gott, ach Gott, Klemens, mach doch bloß ein bißchen die Augen auf! Kannste denn schlucken? Kriegst du denn was runter?"

Er hörte es wie aus weiter Ferne. Auf seiner Stirn lag es wie Schnee so kühl. Seltsam, dabei fielen heiße Tropfen auf sein Gesicht.

„Lieg nur ganz stille! Nee, nee, rede noch nichts; ich kann mir schon denken, wie es war. Ich habe den Bruder gleich fortgejagt zur Bahn. Und keinem Menschen wird er was sagen, damit die Spur nicht verwischt wird. Nein, diesmal sollen sie nicht so billig davonkommen. Die Polizei wird einen Spürhund mitbringen. Sollst mal sehen, dann wird die ganze Gegend von der Bande befreit."

Bei dem Wort „Spürhund" fuhr Klemens zusammen.

Die Lider waren ihm noch wie Blei so schwer, aber die Gedanken fingen schon wieder an zu arbeiten. Wenn er jetzt selber der Täter wäre und so ein Tier ihn verbellte. Alle seelischen Martern kamen ihm jetzt klein vor neben der Schmach, die auf ihn gewartet hätte, wenn die Diebe ihn hätten zum Dieb werden lassen. Abwehrend streckte er die Arme von sich; in seinem Gesicht zog und zerrte es.

„Reg dich nicht auf, Klemens, sie werden schon gefunden werden. Sei du nur ganz ruhig. Freilich, alles will ich dir sagen.“ Und Guste erzählte ihm in ihrer stillen Art, wie sie ihn gefunden. Ein Fensterladen am Arbeitszimmer und ein Flügel des Küchenfensters standen offen. Durch das Küchenfenster war sie eingestiegen. Auf alles Rufen kam keine Antwort.

Da lief sie in ihrer peinigenden Angst in den Stall und holte den Bruder, der sprengte die von innen abgeschlossene Tür, stand ihr bei und stützte sie, als sie zusammenbrechen wollte bei dem fürchterlichen Anblick der Zerstörung und des bleich wie der Tod daliegenden Geliebten.

„Nein, nein, Klemens, wie ich dich so liegen sah, ach, ich konnte nicht anders denken, als du wärst tot. Ich hätt's nicht überlebt, nein, ich hätte es nicht überlebt. Sei nur nicht böse, daß ich manchmal garstig war. Alles ist mir eingefallen, und ich habe mir's gelobt, wird er noch mal wieder und es ist alles so wie früher, soll mir alles recht sein.“

Unter ihren mit Tränen vermischten Liebkosungen richtete er sich auf, als die Tür ging und der Pastor vorsichtig in die Stube trat.

„Bsch, bsch! Nicht aufregen, lieber Freund. Ich habe schon auf dem Weg zum Pfarrhause erfahren,

was geschehen ist, und daß die Kerle abgefaßt waren, eh' es Tag wurde. Gott sei Dank hat man auch das Geld noch bei ihnen gefunden. Und nun, mein lieber und getreuer Achsel, möge es zu deiner raschen Genesung beitragen, wenn ich zum Dank für deine Dienste und die schreckenvolle Nacht die Kosten eurer Hochzeit übernehme —"

Achsel griff in die Luft, sein Oberkörper sank zurück in die Kissen, ein gurgelnder Laut drang ihm aus der Kehle. Aufschreiend beugte sich Guste über ihn.

Der Pastor schob sie sanft zurück, stand lange vor dem schwer Atmenden und sagte dann leise zu dem zitternden Mädchen, während er noch Achsels linke Hand in der seinen hielt: „Erst der Schrecken und nun die Freude, es war auch für den kräftigen Mann zu viel. Nicht weinen; sieh, er ist schon wieder ganz ruhig, die Farbe kehrt in die Lippen zurück, der Puls geht langsamer und regelmäßiger. Du wirst ihn pflegen, in kurzer Zeit wird er völlig hergestellt sein. Und dann, kleine Braut, will ich selber den Bund der Treue segnen."

Achsels Lippen berührten die Hand des Geistlichen. Dem lief es dabei heiß und kalt den Arm hinauf und über den Rücken hinunter. Er sann lange vergeblich darüber nach, warum.



Das eherne Hausgesetz

Roman aus reichsunmittelbaren Kreisen von

Horst Bodemer

(Fortsetzung)

Nach einem scharfen Trabe durch den Winterwald verhielt der Erbprinz sein Pferd und sagte herzlich: „Franzl, wie dankbar bin ich dir, daß du gekommen bist!"

Der schlug lachend mit der Hand durch die Luft.

„Mein Lieber, du nimmst alles zu schwer. Denkst vielleicht, es hätt' mir nit gepaßt die Güter hier einzustecken? Windischgrätzdragoner ist keine billige Sach'. Aber wenn i halt nit Windischgrätzdragoner sein kann, dann ist das Schönste im Leben fort."

„Du, du hast wohl — Schulden?"

„A bisserl, aber nit arg schlimm. Man hat doch Grundbesitz in Böhmen, Kärnten und Ungarn. Und mei Theres', arm ist sie grad nit! Sehr gute Familie, aber reichsunmittelbar ist sie halt nit. Lebt in Wien. Der Herr Papa ist Feldmarschalleutnant. Hat große Güter in Ungarn. Ach du, auf meine Besitzung in der Tatra mußt endlich mal kommen. Bären schießen. Ja, willst?"

„Gern, Franzl. Ich danke dir. Denn das Leben in Schwebda wird mir auf die Dauer reichlich langweilig werden."

„Wart ab! Aber i nehm' dich beim Wort. Du, weißt, die Frau Tant' imponiert mir. Wie die sich hält. Da bekommt man Respekt."

Erwein Schwebda zog die Schultern hoch und sagte bitter: „Ich versteh' meine Mutter schon längst nicht mehr."

„Weil du nit willst, Erwein. Weil du dich verrannt hast. Du hörst's nit gern, aber es ist doch so.

Bring dir doch endlich die dummen Gedanken mit der Annemie Zwehren aus dem Kopf."

„Ich hab' an ihr gefrevelt — und ich hab' sie lieb."

„O jegerl! Gefrevelt. Dir ist mit vierundzwanzig Jahren dein junges Blut durchgangen. Das passiert auch noch anderen Menschen. Wenn jeder den Kopf hängen lassen wollt', der seine erste Lieb' nit kriegt, ach du, da käm' kan anziger mehr in den Himmel. Sixt und wie dir dein todkranker Herr Papa und die Frau Mama den Kopf wieder hochrichten, dös ist gradzu a Meisterstück."

Erwein Schwebdas Gesicht war starr geworden. „Ich glaube, es hat noch keinem vor seinem Hochzeitstag so gegraut wie mir."

„Du, Freunderl, das setzt Furcht voraus. Und ein Schwebda und-Furcht. Man muß halt Schneid in der Eh' haben, sonst ist an Mann a trauriger Kerl. Und guten Willen. Was kannst denn mehr verlangen? Die Dorothee weiß, wie es um dich steht — und hat dich trotzdem lieb. Wenn die Lieb' für den Anfang nur auf aner Seit' vorhanden und stark g'nug ist, dann wickelt sie die andere allmählich mit ein."

„Ich kann mir das beim besten Willen nicht vorstellen, Franzl."

„Heut nit, aber hab' du nur wirklich den besten Willen, wirst sehen, i hab' recht."

Erwein Schwebda führte solche Gespräche oft herbei. Wenn er sich's auch nicht eingestand, sie taten ihm wohl. Und der Franzl, der liebe Kerl, ging auch immer bereitwillig auf seine Herzensergüsse ein. Tat mehr, er versuchte nach und nach die Handlungsweise seiner Eltern in ein Licht zu setzen, das nicht mehr grell

die Augen blendete. Man konnte sehen, was dahinter war. Man lernte in die Zukunft blicken.

Annemie Zwehren hatte das Königliche Kupferstichkabinett gebeten, die Kupferstiche ihres Vaters zu prüfen. Ein junger Assistent, Doktor Kalvörde, war gekommen und hatte die vielen Blätter einen ganzen Tag lang durchgesehen. Erfreulich war das Ergebnis nicht; sie hatte ein anderes auch gar nicht erwartet. Einige zwanzig Kupferstiche hatte er ausgesondert und gesagt: „Die stellen immerhin einen Wert dar; sogar ein paar recht gute Sachen sind darunter, die wir vielleicht erwerben. Aber der große Rest, gnädiges Fräulein —" ein Achselzucken beendigte den Satz.

Da hatte Annemie den Doktor Kalvörde gebeten, den Verkauf in die Hand zu nehmen. „Ich will nichts mehr sehen von diesen Blättern — kein einziges mehr."

Er versprach, ihr beim Verkauf behilflich zu sein, falls seine vorgesetzte Behörde ihm das gestatte. Und die willigte ein, nachdem Annemie mit dem Direktor gesprochen hatte.

„Aber das geht nicht von heute auf morgen."

„Der Verkauf eilt gar nicht, denn ich gedenke längere Zeit auf Reisen zu gehen. Ich danke den Herren herzlich für Ihren Beistand."

Und dann hatte sie die Wohnung gekündigt, ihre Möbel auf den Speicher gegeben und war abgereist. Ziel- und planlos. Sie hatte ja keinen Menschen mehr auf der Welt. Also sich treiben lassen. Ernste Musik hören, Museen besichtigen oder irgendwo unterkriechen an einem einsamen Ort, während rings das Land prangte in Maigrün und weißen Blüten. Und wenn es ein Hetzen durch die Welt wurde, was kam es darauf

an! Nach Annemie Zwehren fragte niemand mehr — niemand mehr.

Erwein Schwebdas Hochzeitstag war herangekommen. Kalt schien die Sonne vom stahlblauen Winterhimmel. Die Feierlichkeiten waren auf das unumgänglich Nötigste beschränkt worden wegen der schweren Krankheit des Fürsten Engelbert Schwebda. Im letzten Augenblick war Herr v. Mandelkow von den Gardejägern zu Pferde noch geladen worden, damit ein Herr des Regiments wenigstens an der Feier teilnahm.

Der Bahnsteig in Eschwege war am Morgen gegen zehn Uhr schwarz von Menschen. Zwei Beamte hatten Mühe, den Durchgang freizuhalten. Die Hälse reckten sich. Zuerst kam der Kammerrat Gehrig angefahren, zehn Minuten später im offenen Vierspänner der Bräutigam in der Paradeuniform der Gardejäger zu Pferde, mit ihm Fürst Franz Joseph Schwebda in der kleidsamen Uniform der Windischgrätzdragoner, zu hohen Lackstiefeln rote Hose, lichtblauer Pelzrock mit goldenen Knöpfen, den dunkelbraunen Mantel umgehangen, den Helm mit breitem goldenem Kamm tief in die Stirn gedrückt. Da reckten die guten Eschweger erst recht die Hälse. So eine Uniform hatten sie noch nie gesehen. Einer aus der Menge gab ziemlich laut seine Weisheit zum besten; woher er die hatte, verriet er nicht, aber sie entsprach der Wahrheit.

„Das ist die Uniform der Windischgrätzdragoner, des vornehmsten österreichischen Dragonerregiments. In dem darf keiner einen Schnurrbart tragen. Und warum? Weil das Regiment 1757 den alten Fritzen bei Kolin vermöbelt hat. Der dachte, er hätte den Sieg schon in der Tasche; da griff das Regiment an, das aus

lauter blutjungen Leuten bestand, von denen auch noch nicht ein einziger einen Bart hatte. Ja — und da müssen sich nun heute noch alle den Schnurrbart 'runterrasieren, zum bleibenden Gedenken an diesen Tag und diese Heldentat. Denn mit dem alten Fritzen war doch sehr schlecht Kirschen essen."

Es wurden zwar einige Zweifel laut, aber die verstummten schnell, denn ganz in der Ferne wurde der Zug sichtbar, der die Braut und ihre Angehörigen brachte.

Erwein Schwebda umfaßte den Rosenstrauß fester, den er in der Hand hielt, und schaute mit zusammengekniffenen Augen dem Zuge entgegen. Heute abend würde er wieder hier stehen — mit seiner jungen Frau. Da holte er tief Atem. Haltung jetzt — Haltung. Wer von den vielen Gaffern wußte denn nicht, daß vor zwei Jahren ... Nicht dran denken jetzt! Der Klatsch hatte so üppige Blüten getrieben, daß man froh sein mußte, man erfuhr nicht alles, was von Haus zu Haus getragen worden war. Vorbei jetzt das alles — vorbei! Gedanken lassen sich aber nicht immer kommandieren. Annemie! Liebe Annemie! Er zuckte zusammen. Vetter Franz Joseph hatte seinen Arm leicht berührt. Er verstand die stumme Mahnung und warf ihm einen dankbaren Blick zu. Die Lokomotive fauchte langsam an ihnen vorüber; der Führer sah aus seinem Stand heraus nach rückwärts. Genau, wo der Bräutigam stand, hielt der an dem Zuge angehängte Salonwagen.

Als erster entstieg ihm Fürst Albrecht Hockstein. Über der dunkelblauen Attila der Kasseler Husaren trug er das breite hellblaue Band des Kronenordens erster Klasse. Er reichte seiner Tochter die Hand, noch bevor der Bräutigam zufassen konnte. Die Braut stand vor

ihm, er küßte sie auf beide Wangen. Ernst, feierlich. Die vier Brüder, alle in Uniform, schüttelten ihm die Hand, dann stellte Erwein Schwebda seinen Vetter vor. Fürst Albrecht Hockstein kannte ihn vom Jagdbesuch her. Nun war's genug mit den ernsten Gesichtern. Er lachte.

„Servus, so sagt man ja bei Ihnen in Österreich. Schön, daß Sie gekommen sind. Und nun, Herrschaften, wollen wir das Schauspiel hier möglichst rasch erledigen."

Da reichte Erwein Schwebda seiner Braut den Arm. Ein paar Hüte wurden gezogen, mit freundlichem Gegengruß wurde gedankt, und dann bestieg das Brautpaar mit dem Fürsten Hockstein und Franz Joseph den offenen Vierspänner.

Die beiden Fürsten saßen auf dem Rücksitz dem Brautpaar gegenüber. Albrecht Hockstein zeigte sich dem Augenblick wieder einmal glänzend gewachsen. Gemütlichkeit mußte aufkommen — Gemütlichkeit.

„Na, Franz Joseph, ich denke, wir machen keine langen Geschichten und nennen uns alle vier hier im Wagen du!"

Der streckte Dorothee, der er gegenübersaß, die Hand entgegen.

„Wenn's der angehenden Frau Cousine recht ist?"

„Sehr recht, Vetter Franz Joseph."

Sie war froh, daß das Gespräch in Fluß kam. Erwein schien keine Worte finden zu können. Er saß da, nagte an der Unterlippe, und wenn sie ihn ansah, nickte er ein paarmal krampfhaft. Erst jetzt erkundigte sie sich nach dem Befinden ihres Schwiegervaters, polternd fiel der Fürst Hockstein ein.

„Ja, der gute Engelbert. Viel ist da nicht zu sagen.

Wir wissen ja alle, wie es um ihn steht, und er weiß es am besten. Wie er's aber trägt! Nicht wahr, Franz Joseph, das ist bewunderungswürdig."

„Ja. Stirbt wie ein Fürst. Und die Frau Tant', nicht die Spur von Nerven. I fürcht', wenn der Herr Onkel verschieden ist, dann wird's einen Zusammenbruch geben. Dann ist's vorbei mit der letzten Kraft."

„Das wollen wir nicht hoffen," brummte Fürst Hockstein, der nicht gern an das Sterben dachte.

So durfte sich das Gespräch nicht weiterschleppen. Erwein Schwebda beugte sich vor und sah seiner Braut in die Augen. „Hab' Dank, Dorothee, für all deine lieben Briefe."

Sie sah ihren Bräutigam ruhig an. „Wenn sie dir wohlgetan haben, dann bin ich froh, Erwein. Was gibt's da zu danken! Ich hab' dich doch lieb."

Franz Joseph fing schleunigst ein Gespräch mit dem Fürsten Hockstein an. In Schwebda ging es heute Schlag auf Schlag, die gesamten Feierlichkeiten sollten in ein paar Stunden erledigt werden, da war es sicher ganz gut, das Brautpaar fand vorher noch Gelegenheit, ein paar ruhige Worte miteinander zu wechseln. Er hörte nicht hin, was die beiden sprachen, aber er sah, wie das Glück aus Dorothees Augen brach. Und das blieb die Hauptsache. Die gewann sich mit ihrer starken Liebe den weichen Erwein schon noch.

Durch ein paar Schwebdasche Dörfer ging die Fahrt. Fahnen flatterten im Winde, manches Haus war mit Kränzen und Blumen geschmückt, Hurrarufe schallten dem Brautpaar entgegen. Und zum Jubeln hatten alle, die in Lohn und Brot bei dem Fürsten Schwebda standen, Anlaß, denn der Fürst hatte dafür gesorgt, daß der Tag von all seinen Leuten festlich begangen werden konnte,

hatte außerdem eine sehr bedeutende Stiftung gemacht. Als der Viererzug in den Burghof einfuhr, erschallte von der Jägerei der Fürstengruß. Das Portal öffnete sich, die Fürstin Schwebda stand auf der Schwelle, zu ihrer Rechten der fürstliche Oberförster, zu ihrer Linken der Oberleutnant v. Mandelkow.

Nach der Begrüßung geleitete die Fürstin die Prinzeß Dorothee in die für sie bereitgehaltenen Räume, der Bräutigam und Franz Joseph nahmen sich der Gäste an. Zwanzig Minuten später fand im Bankettsaale die standesamtliche Trauung durch den Kammerrat Gehrig statt. Fürst Engelbert Schwebda wohnte ihr in seinem Rollstuhl bei. Das Brautpaar trat an ihn heran, die Braut neigte sich zum Kuß über die zitternde Hand. „Liebe Dorothee," sagte der Fürst nur, „liebe Dorothee!" Aber seine Augen schimmerten feucht. Und als die Braut das Protokoll unterschrieb: „Erbprinzeß Dorothea Schwebda, geborene Prinzeß Hockstein", donnerten einundzwanzig Böllerschüsse über das Land. Das junge Paar trat noch einmal an den Fürsten heran, der küßte seine Schwiegertochter auf die Stirn, seinen Sohn auf den Mund und ließ sich dann sofort in seine Gemächer zurückfahren.

„Herrgott," sagte Fürst Hockstein leise zu Franz Joseph, „wenn das nur nicht noch heute ein böses Ende nimmt."

Aber der Fürst fand sich zwei Stunden später auch zu der kirchlichen Trauung in der Schloßkapelle ein. Als der Geistliche die Hände des Brautpaares ineinanderlegte, donnerten von neuem die Böllerschüsse — hunderteinmal.

Dem Hochzeitsmahl blieb der Fürst fern, Franz Joseph hielt die Rede auf das fürstliche Haus Hockstein,

Fürst Albrecht Hockstein brachte das Hoch auf das Brautpaar und auf das fürstliche Haus Schwebda aus. Es war begreiflich, daß keine Fröhlichkeit aufkommen wollte, keiner hätte sich gewundert, wenn plötzlich die Tür sich geöffnet und der Kammerdiener die Meldung gemacht hätte, Fürst Engelbert Schwebda sei soeben verschieden.

Der kämpfte in seinem Dulderzimmer mit der Müdigkeit. Bis jetzt hatte die Spannkraft vorgehalten; sie mußte wenigstens noch auf zwei Stunden ausreichen. Dann mochte kommen, was doch bald kommen mußte; er hatte sein Haus bestellt. Aber um die zwei Stunden bat er zu Gott; denn sein einziges Kind sollte nicht von ihm gehen, das Herz voller Bitternis gegen den Vater. Und auch nicht gegen die Mutter. Eine Frau, die ihr Geschick trug mit einer Fassung, die höchste Achtung erzwang, die ihr einziges Kind bei aller äußerlichen Kälte nicht weniger liebte als er. Eine Frau, auf die Verlaß war. Eine Frau, die mit fester Hand gerade bog, was schief wachsen wollte. Wäre sie nicht, wie sie war, so hätte der heutige Tag in Burg Schwebda sicher anders ausgesehen.

Der Erbprinz kleidete sich um und machte sich reisefertig. Gott sei Dank, daß der Trubel vorüber war. Und nun galt es guten Willen zeigen. Den hatte er. Aber ... Da pochte es an die Tür. Der Kammerdiener seines Vaters trat ein.

„Durchlaucht läßt bitten."

„Ich komme gleich, Vielert."

Fünf Minuten später stand er vor seinem Vater. Dem fiel das Reden schwer, aber er sprach wohlüberlegt, langsam, und ein herzlicher Unterton schwang durch die Worte.

„Mein lieber Junge, nun heißt's Abschied nehmen. Für immer. Deine Rückkehr erleb' ich nicht mehr; ich fühle das. Nicht weich werden, Erwein. Ich brauche jetzt die letzte Kraft. Du wirst mich für hart gehalten haben — ich bin es nicht gewesen! Wenigstens in meinem Herzen nicht! Sein einzigstes Kind hat man doch lieb! Aus Liebe hab' ich so gehandelt. Unsere Vorfahren haben uns die Stellung erkämpft, die wir heute einnehmen. Herzblut ist dafür geflossen. Herzblut zu opfern muß man imstande sein — jederzeit. Wenn es gilt, die Stellung zu verteidigen. Und du wirst auch einmal ein Vorfahre werden, das vergiß nicht. Ein Geschlecht muß selbst ein paar weiche Generationen ertragen können, sonst geht es zugrunde. Ein weiser Vorfahre hat deshalb das Hausgesetz erlassen, das jedem Schwebda gebieterisch ein Entweder—Oder zuruft. Und da du der letzte Schwebda aus der Hauptlinie bist, darf es für dich kein Oder geben. Überdenk das, was ich dir jetzt gesagt, in stillen Stunden, dann wirst du mich später anders, höher einschätzen als heute. Halt deine Frau in Ehren. Sie hat dich lieb. Nimm diese Liebe hin als ein Gnadengeschenk. Dann wird sich Achtung einstellen, und aus Achtung entsprießt Zuneigung — Liebe. Deiner Mutter aber versage nie den kindlichen Gehorsam. Sie war mir immer eine gute Frau. Äußerlich zu zeigen, wie sie denkt und fühlt, ist ihr nicht gegeben. Fast dreißig Jahre habe ich mit ihr gelebt. Da lernt man sich kennen. Wenn ihr etwas besonders nahe ging, dann trug sie den Kopf doppelt hoch und zog die Mundwinkel herunter. Dann sieht sie kalt und hochmütig aus. Äußerlich ist sie von Stahl. Mit fester Hand hat sie getan, was ich wollte, immer! Aber innerlich, Erwein, hat ihr Herz oft geblutet in

der letzten Zeit. Es galt, ihrem einzigen Kinde Schwebda zu erhalten, da gab's keine Zugeständnisse, nicht einmal für dieses einzige Kind. Nun leb wohl, Erwein. Für immer. Küß mich, mein lieber Junge. Aber keine Tränen! — Sei ein Mann. Sei ein Mann!"

Erwein Schwebda beherrschte sich, küßte den Vater und drückte ihm die Hand. In dem Druck lag ein Gelöbnis. Dann ging er. An der Tür wandte er sich noch einmal um. Fest lagen die Augen des Vaters auf seinem Gesicht, ein müdes, inniges Nicken des Greisenhauptes. Langsam schloß sich die Tür.

Die Erbprinzeß hatte sich auch von ihrem Schwiegervater verabschieden wollen, aber die Fürstin hatte es nicht zugelassen.

„Es wird zuviel für Papa. Ihr alle habt ja keine Ahnung, mit welch unglaublicher Kraft er sich bis zu diesem Tage aufrecht erhalten hat. Jetzt spricht er mit Erwein. Dorothee, behalt meinen Jungen lieb, wenn auch schwere Stunden kommen. Nicht immer scheint die Sonne."

Die junge Frau schlang die Arme um ihre Schwiegermutter und küßte sie innig.

Nun fuhr das junge Paar im Automobil nach dem Eschweger Bahnhofe. Eisenach war das erste Ziel. Der Erbprinz saß stumm in seine Ecke gedrückt. War das ein Tag heute gewesen! Und er war noch nicht zu Ende. Neben ihm saß seine junge Frau. Abschied nehmen für immer vom Vater und zur Brautnacht fahren. Welche Gegensätze.

„Dorothee!"

Das eine Wort genügte. Sie lag im Automobil vor ihm auf den Knien und sah ihn mit großen Augen an.

„Aber, Kind, ich bitte dich."

Er zog sie hoch und hob sie sanft dicht neben sich.

„Erwein, ich muß es dir sagen, gerade jetzt; ich bin doch nun deine Frau: hab Vertrauen zu mir, sag mir alles, was dich bedrückt! Auch wenn du an Annemie Zwehren denkst. Ich bin stark, ich kann's ertragen. Ich will um deine Liebe ringen. Fühlte ich nicht die Kraft in mir, glaubst du, ich wäre die Ehe eingegangen, ich, mit meinem heißen Blute?"

„Du bist viel zu gut, Dorothee."

„Glaube das immerhin für den Anfang. Dann kommt dir sicher später die Erkenntnis, daß das, was ich für dich fühle, nicht Güte, sondern tiefe, wahre Frauenliebe ist."

„Herrgott, das hab' ich nicht verdient."

Er streckte den Arm aus und umschlang ihren Leib. Wenn von ihr die Kraft ausströmte, die ihn hochriß, die ihn wieder mit blitzenden Augen ins Leben sehen ließ? Sein Mund suchte ihre Lippen.

In Dresden wollten sie längeren Aufenthalt nehmen. Täglich erkundigten sie sich telephonisch, wie es dem Fürsten in Schwebda gehe, und immer lautete die Antwort: schläft viel, ist aber sonst geistig noch genau so rege wie in den letzten Wochen. Es war also doch Hoffnung, den Vater bei der Heimkehr noch lebend anzutreffen.

Erwein Schwebda lebte sich ganz gut mit Dorothee ein. Er wunderte sich in stillen Stunden, wie das so schnell möglich war. Lag es an der Taufrische seiner jungen Frau, lag es an dem Verständnis, das sie ihm entgegenbrachte, wenn er Falten auf der Stirn hatte und einsilbig blieb? Dann sagte sie kein Wort, und wenn er, wie aus einem schweren Traum erwachend,

gutmachen wollte, daß er halbe Stunden lang nicht ein einziges Wort gesprochen hatte, nahm sie seine Entschuldigungen mit gütiger Gelassenheit auf. Und wenn er dann drängte: „Dorothee, sag doch ein Wort, du bist mir doch nicht böse?" so erwiderte sie: „Aber wie sollt' ich dir denn böse sein, Erwein? Wenn du keine Lust zu reden hast, so tut das doch nichts. Ich bin bei dir, das macht mich glücklich."

Die Worte klangen so überzeugt; es war nicht an ihnen zu zweifeln. Wenn er sie anfangs dann mißtrauisch ansah, so ertrug sie auch diese Blicke mit Ruhe. Stündlich zeigte ihm die junge Frau, wie lieb sie ihn habe, wenn sie nicht fürchten mußte, ihm mit ihren Gefühlen lästig zu fallen. Er schämte sich im stillen; fast schüchtern streichelte er ihr einmal das volle Haar, küßte ihr leise Wangen und Hände. Und für jede Liebkosung war sie ihm dankbar. Die Vergangenheit fing langsam an zu versinken, immer näher fühlten sie sich einander. Und wenn er auch täglich ein paarmal an Annemie Zwehren denken mußte, die nun ganz allein in der Welt stand, er fing doch an, dieses neue Leben lebenswert zu finden. Kam einst der Tag, an dem Annemie seiner bedurfte, und ging er dann zu seiner Frau und sagte: „Ich kann ihr beistehen, bist du einverstanden, Dorothee?" so wußte er schon heute, daß sie ihn in seinem Vorhaben bestärkte. Dorothee war eine vornehme Seele. Und vornehme Seelen achtet man. Und aus Achtung entsprießt Zuneigung — Liebe, so hatte sein Vater beim Abschied zu ihm gesagt. Ganz recht; die Zuneigung war schon vorhanden. Und wenn es keine Annemie Zwehren auf der Welt gegeben hätte, hätte er allen Grund gehabt, Gott auf den Knien für seine Frau zu danken. Denn was gab es denn Herr-

licheres, als eine Frau zu besitzen, die geduldig und sanftmütig war, die Verständnis hatte für die Nöte des Lebens; eine solche Frau gab einmal eine gute Mutter, eine gute Herrin für die großen Besitzungen. Und war er in seinen Gedanken erst so weit, so schlang er die Arme um Dorothee: „Du Liebe, du Gute."

Sie merkte es, wie er sich an sie anklammerte, und war's zufrieden. Schlicht sagte sie dann: „Ich bin deine Frau und bin glücklich, daß ich's sein darf."

In Dresden wollten sie längere Zeit bleiben, die Kunstschätze bewundern, Theater und Konzerte genießen. Kam ein Telegramm, das sie heimrief, so konnten sie in zehn bis zwölf Stunden in Schwebda sein. Gleich am ersten Morgen standen sie Hand in Hand in der Königlichen Gemäldegalerie vor der Sixtinischen Madonna. Selbst harte Gemüter überkam vor diesem Bilde stumme Bewunderung. Und wenn einer von den vielen, die das Gemälde in sich aufnahmen, ein Wort sagte, so geschah es leise, andächtig.

Als sie dann in der wärmenden Märzsonne über den Opernplatz schritten, blieben sie am Denkmal des Königs Johann stehen. Die ruhige Vornehmheit der Gebäude rings um sie übte ihren Zauber aus, das Königliche Schloß, der Zwinger, das von Semper erbaute Opernhaus und die katholische Hofkirche. Und links von ihnen spann sich die neue Augustusbrücke über die Elbe, von deren jenseitigem Ufer das Japanische Palais mit seinem grünen Kupferdach herübersah. Ein leises Flimmern von Sonnenglast lag in der Luft. Der erste Frühlingsgruß umschmeichelte sie. Nicht Ihre Durchlauchten der Erbprinz und die Erbprinzeß Schwebda, zwei junge Menschenkinder gingen mit seltsam erregten Gemütern Hand in Hand ins Leben hinein.

Ein Paar eilte an ihnen vorüber; es war wohl auch auf der Hochzeitsreise. Sie hörten, wie der Mann sagte: „Laß uns noch schneller gehen, sonst kommen wir zu spät zum Kirchenkonzert."

Da wußten Dorothee und Erwein Schwebda, wohin sie jetzt gehen wollten. Auch da drüben in die katholische Hofkirche hinein, in der die berühmte königliche Kapelle mit ihren Leistungen Verstockte zu Tränen rührte, Mühselige und Beladene tröstete.

Lichter brannten am Hochaltar, Weihrauchschwaden zogen durch die mystische Dämmerung an den hohen, graugrün getönten Säulen hin. Die Heiligkeit des Ortes griff an jedes Herz. Das Konzert hatte begonnen. Das junge Paar ließ den heiligen Schauer der Kirchenmusik über sich ergehen. Wieder fand sich Hand zu Hand, die Köpfe senkten sich, man wagte kaum zu atmen. Dazu legte sich der Weihrauch und das Geflimmer der Lichter auf die Sinne. Das Largo von Händel wurde gespielt; in ruhigen, ergreifenden Wellen ward die Musik ans Herz getragen. Die Augen weiteten sich, man glaubte das Zittern der Herzen ringsum im eigenen zu spüren. Halb unterdrücktes Schluchzen drang an Erwein Schwebdas Ohr; jetzt erst wendete er den Kopf nach der Dame in Trauer, die mit herabgelassenem Schleier neben ihm saß. Sie hob das feine Taschentuch, den Schleier, Licht fiel auf das bleiche Gesicht — Annemies. Der messianische Lobgesang hallte jubelnd durch das hohe Kirchenschiff, die Köpfe hoben sich: Befreiung, Jubel, Erlösung dem Sünder, Erlösung — Anbetung. Das Siegeslied der Kirche. Es schlug wie aus weiter Ferne an Erwein Schwebdas Ohr. Aus weiter, weiter Ferne. Er sah, wie die schwarze Gestalt neben ihm sich erheben wollte und kraftlos

zurücksank. Leise und fest zugleich sagte er zu seiner jungen Frau: „Neben mir sitzt Annemie Zwehren. Sie ist mit ihrer Kraft zu Ende. Ich muß sie nach Hause bringen. Erwarte mich im Hotel.“

Sie nickte, erhob sich, ließ die beiden an sich vorüber und sah ihnen ernst und ruhig nach, wie sie Schritt um Schritt im Dämmer hinter dem Hochaltar verschwanden. Dann wartete sie auf ihrem Platz das Ende des Lobgesanges ab und drängte sich mit den anderen Menschen durch den Ausgang.

Erwein Schwebda wollte Annemie den Arm reichen, als sie von der Nische eines Seitenaltars aus das nun fast menschenleere Gotteshaus zu verlassen sich anschickten. Sie schüttelte den Kopf.

„Danke, Durchlaucht. Gehen Sie. Ich bleibe hier noch ein paar Minuten sitzen; dann fühl' ich mich wieder wohl. Der Weihrauch, das Kerzengeflimmer — und die Musik, die Musik!“

„Annemie, ich bring' dich nach Hause. Ich kann warten.“

Sie schloß die Augen. Nach Hause? Sie hatte kein Zuhause mehr. Der Gedanke schoß auch dem Erbprinzen durch den Kopf, gleich nachdem das Wort über seine Lippen gekommen war. Er setzte sich wieder neben sie.

„Ich habe deinen großen Verlust zu spät erfahren. Bin mit dem Automobil zur Bahn gehetzt, zwei Minuten kam ich zu spät. Sanitätsrat Messerschmidt kann dir's bezeugen.“

„Er hat mir's geschrieben. Aber gehen Sie jetzt, Durchlaucht.“

„Nein, ich bleibe. Ich hab' mit dir zu sprechen, Annemie.“

„Das greift uns nur an und hat keinen Zweck. Sie sind verheiratet, Durchlaucht."

„Mit einer sehr verständigen, guten Frau."

„Das ist mir eine Beruhigung."

„Annemie, ich bitte dich, komm jetzt an die frische Luft. Es wird dreien zum Vorteil sein, wenn wir uns aussprechen. Denn daß wir uns hier treffen mußten, das war uns so bestimmt."

Da erhob sie sich. Er reichte ihr den Arm und führte sie hinaus in den Sonnenschein auf den weiten Opernplatz. Hier konnte man ungestört sprechen.

„Annemie, ich hab' mich gewehrt wie ein Verzweifelter."

„Nicht weiter, Durchlaucht. Rufen Sie mir, bitte, eine Droschke heran. Sie haben eine Frau. Und die hat sie ehrlich lieb. Sündigen Sie nicht an Ihrer Frau. Ihr Andenken, Durchlaucht, ist rein in meinem Herzen, besudeln Sie es nicht. Ruhig ist vorhin Ihre Frau von Ihnen gegangen, ich hab's wohl gesehen. Blind vertrauend. Seien Sie dieses Vertrauens würdig."

Sie hatte einem Kutscher mit der Hand gewinkt; er war herangefahren. Sie stieg ein, nickte ihm noch einmal zu und gab ihre Wohnung an. Die Droschke rollte davon.

Erwein Schwebda sah ihr nach, fuhr sich mit der Hand über die Augen und drehte sich um. Das alles war kein Zufall, war eine Fügung von höherer Hand. Rein war sein Bild geblieben in Annemies Herzen. Er holte tief Atem. Dorothee wartete auf ihn im Hotel. Seine junge Frau wartete, die vorhin ihre starke Liebe bewiesen. Festen Schrittes ging er durch das Schloßtor, die See- und Prager Straße hinunter zum „Europäischen Hof".

Haltung war der Erbprinzeß Schwebda mit gutem Erfolge anerzogen worden; sie zu beweisen, gab es im väterlichen Schlosse Gelegenheit in Hülle und Fülle. Denn bei den regen Geschäftsverbindungen des Fürsten Albrecht Hockstein war mancher zu Besuch gekommen, dem gegenüber Haltung angebracht war. Dann freute sich ihr Vater, rieb sich die Hände und kargte nicht mit seinem Beifall. Es gab nun einmal sehr viele Menschen auf der Welt, die sich nach oben drängten. Und dem Fürsten Hockstein war das ganz recht; er machte gern mit solchen Leuten Geschäfte, denn ihn wickelte keiner so leicht ein. Eine Jagdeinladung zur rechten Zeit — viel schossen ihm diese Spekulanten ja doch nicht weg — ein Essen im Schlosse und dann bei der Importe eine gemütliche Aussprache, so machte er die Herren mürbe und schöpfte dabei die Sahne von der Milch gewöhnlich ein bißchen reichlich ab. War's nicht zu toll, ließ man es sich meistens gefallen, denn Fürst Albrecht Hockstein war keiner, der den Geschäftsfreund übersah, wenn er mit ihm zufällig an drittem Orte zusammentraf. Ließ dieser Magnat sich nicht einseifen, dann war es eben ein anderer, mit dem man durch den Fürsten bekannt wurde.

Ihre ganze Haltung hatte freilich die Erbprinzeß zusammennehmen müssen, als ihr Mann seine Hand aus der ihren zog und sie bat, ins Hotel zu gehen, weil er Annemie Zwehren neben sich entdeckt hatte. Wenige Augenblicke früher hatte sie ein stummes Dankgebet zu Gott geschickt, aus tiefstem Herzen, weil sie glaubte, die Gewißheit erlangt zu haben, daß Erwein nun unlösbar fest mit ihr verbunden war. Da hatte sie ihm ihr blindes Vertrauen, um das sie auf der Fahrt von der Burg Schwebda nach dem Bahnhofe Eschwege

gebeten, nun zu beweisen. Also ins Hotel gegangen und auf ihn gewartet. Sie brauchte ihn nur anzusehen, dann wußte sie Bescheid. Aber ihr Herz zitterte doch vor der kommenden Stunde.

Als sie das Haus betrat, kam ihr der Pförtner entgegen.

„Durchlaucht, ein dringendes Telegramm. Soeben eingelaufen."

Ihr Mund verzog sich, aber mit ruhiger Hand griff sie nach dem Telegramm. Den Inhalt kannte sie. Sie war Fürstin Schwebda geworden. Aber Haltung bewahrte sie auch in diesem Augenblick.

„Die Rechnung soll fertiggestellt werden. Wir reisen heute ab. Und sagen Sie Durchlaucht nichts von diesem Telegramm, wenn er kommt, es enthält eine Trauernachricht."

„Wie Durchlaucht befehlen."

Erst in ihrem Salon öffnete sie das Telegramm. „Papa soeben nach kurzem, aber schwerem Todeskampf verschieden. Mama."

Fast war's zuviel auf einmal. Wenn Erwein stundenlang ausblieb? Wenn er wiederkam als ein anderer? Sie fand diesen Gedanken im nächsten Augenblick frevelhaft, aber er ließ sich doch nicht ganz bannen. Sie war doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut. Von heißem Blut! Aber bald hatte sie die Schwäche abgeschüttelt. Sie klingelte nach ihrer Zofe.

„Packen, Marie. Wir müssen sofort zurück nach Schwebda. Durchlaucht ist verschieden."

Die Zofe stammelte ihr Beileid und machte sich nebenan im Schlafzimmer zu schaffen. Die schallsichere Doppeltür, die den Salon von dem Schlafzimmer trennte, ermöglichte eine ungestörte Aussprache, wenn Erwein kam.

Und er kam, schneller als sie erwartet. Bei seinem Eintritt sprang sie auf und stellte sich vor das kleine Tischchen, auf dem das Telegramm lag. Ängstlich forschten ihre Augen in seinem Gesicht. Aber er ging ruhig auf sie zu.

„Liebe Dorothee, die Aussprache mußte sein, ich hab' sie schon längst herbeizuführen gesucht. Dem Zufall bin ich dankbar, der sie ermöglichte. Nun ist das gewesen. Ich bin dein Mann, du bist meine Frau."

Er zog sie an sich und gab ihr einen Kuß. Da überkam sie doch die Schwäche. Eine halbe Minute lag sie an seiner Brust, dann sah sie ihn lange an. Und je länger sie ihren Mann ansah, um so klarer wurden ihre Augen, um so fester ihr Blick. Sie küßte ihn wieder, nicht stürmisch, ruhig, drehte sich dann um und griff nach dem Telegramm.

„Erwein, unser Vater ist nicht mehr."

Er las, ein Zucken lief über sein Gesicht; dann sagte er nur zwei Worte: „Unser Vater."

Aus den beiden Worten hörte die junge Fürstin Dorothea Schwebda heraus, daß sie nun unlöslich mit ihrem Manne verbunden war.

Erwein Schwebda war Fürst und Herr geworden. Er hatte seine Mutter gebeten, doch wenigstens vorläufig in der Burg wohnen zu bleiben, aber sie hatte nichts davon wissen wollen. Zwei Tage nach der Beisetzung, zu der die Reichsunmittelbaren aus ganz Mitteldeutschland und einige Freunde aus dem Herrenhause gekommen waren, hatte sie den Witwensitz in Hohenröthen bezogen. Nur dem Andenken ihres Mannes wolle sie noch leben, und wenn sie ihre Kinder glücklich wisse, dann bleibe ihr nichts mehr zu wünschen.

Während sich Erwein vom Güterdirektor einarbeiten ließ, befaßte sich Dorothee mit der Einrichtung der Räume. Das machte ihr viel Spaß. Wenn auch noch die Trauer auf ihnen lastete, es gab doch schon Stunden, in denen die junge Frau ihr herzhaftes Lachen erschallen ließ. Erwein nahm sie oft bei seinen Ausfahrten mit. Die Frühjahrsbestellungen begannen, die letzten Kulturarbeiten in den Wäldern wurden beendigt. War man in der Nähe von Hohenröthen, so wurde der Mutter ein Besuch abgestattet, die oft nach Schwebda kam, um das Erbbegräbnis im Parke zu besuchen. Dann nahm sie bei ihren Kindern den Tee ein. Führte sie Dorothee voller Stolz durch die Räume, die sie recht prunkvoll, aber mit Geschmack eingerichtet hatte, so nahm die Fürstin-Witwe die Lorgnette an die Augen und nickte, aber sagte nicht viel; denn nach ihrer Ansicht hätte manches lieber wegbleiben sollen. Nach ihren Begriffen hatte die Schwiegertochter doch ein zu stark entwickeltes künstlerisches Feingefühl. Es waren eben andere Zeiten, und andere Menschen hausten jetzt hier. Manches, was als altes Gerümpel verschwunden war, hätte sie gern an seinem früheren Platze gesehen.

Am Abend fühlte sich Erwein im Salon seiner Frau immer besonders behaglich. Er reckte dann die Arme zur Seite und sagte: „Nun hat man wenigstens Arbeit. Dorothee, ich hab' jetzt einen Überblick gewonnen. Der gute Papa hat in der letzten Zeit die Karre laufen lassen, wie sie wollte. Ich werde ein gutes Teil des Privatvermögens, das ich geerbt habe, in die Besitzungen stecken. Es wird mir mehr Zinsen bringen, als wenn ich mich aufs Couponabschneiden verlege. Natürlich nicht gleich. Viel rationeller muß der ganze Betrieb gehandhabt werden."

Sie pflichtete ihm bei, aber vorsichtig, damit er ja nicht auf den Gedanken kam, ihr Vater habe ihr die Worte in den Mund gelegt.

Als eines Morgens der junge Fürst wieder mit dem Güterdirektor zusammen arbeitete, kam das Gespräch auf die Steinbrüche. Der Kammerrat zögerte einen Augenblick, dann erzählte er ausführlich, was Fürst Hockstein mit ihm über den Betrieb gesprochen und was für Vorschläge er gemacht habe.

„Durchlaucht, ich habe den Tag der Aussprache herbeigewünscht. Denn schließlich waren mir diese — Belehrungen natürlich nicht angenehm. Ein Güterdirektor muß doch verstehen, was seines Amtes ist. Die Anordnungen zu treffen lag aber nicht in meiner Macht. Wie gesagt, Euer Durchlaucht hochseliger Herr Vater wünschten in den letzten Jahren nur die allerdringendsten Neuerungen. Zwehren erforderte ja auch große Zuschüsse für den Anfang, um das Gut erst einmal wieder ertragfähig zu machen."

Der Fürst lehnte sich weit in seinen Sessel zurück. Sein Schwiegervater hatte sich die Besitzungen allerdings mit sehr geschäftskundigen Augen angesehen. Daß der Tag kommen würde, an dem er ihn mit allerlei Vorschlägen überfiel, damit hatte er gerechnet. Aber daß er sich schon so eingehend mit den Schwebdaschen Gütern beschäftigt hatte, der Gedanke war ihm nie gekommen. Und hier sollte er seine Finger nicht in das Spiel stecken, wenigstens nicht als leitender Geist. Die Güter gehörten ihm, hier hatte er zu befehlen. Weiter gar niemand. Wenn Albrecht Hockstein dachte, durch die Heirat habe er nun ein verbrieftes Recht, seine Geschäfte auch auf Schwebda auszudehnen, so sollte er sich gründlich geirrt haben. Auf einmal stand Annemie

Zwehren wieder vor seinem geistigen Auge. Oh, er hatte dann und wann an sie gedacht, besonders wenn er sich mit dem Zwehrenschen Gute zu beschäftigen hatte, und das war in der letzten Zeit fast täglich gewesen, denn dort wurde eine Dampfmolkerei gebaut. Aber hinübergefahren war er noch nicht. Die Arbeiten steckten noch in den Anfängen. Wozu alte Wunden aufreißen? Die Narben mußten erst noch besser verheilen! ... Wie bleich die Annemie gewesen war, wie ihr Mund gezuckt hatte damals, am Denkmal des Königs Johann von Sachsen in Dresden! Ihre Stimme klang ihm noch heute im Ohre nach, ihr schmerzbewegter weicher Alt. Er meinte das Räderrollen wieder zu hören, das sie weggeführt von ihm — auf immer.

Wirklichkeitsfern, wie im Traum stand er da. Als er die Lider hob, traf ein fast feindseliger Blick seinen Güterdirektor. „Ich habe Ihnen wohl zu danken, bitte Sie aber dringend, wenn Ihnen Fürst Hockstein wieder einmal mit allerlei Vorschlägen in den Ohren liegen sollte, ihn an die richtige Schmiede zu verweisen, und die bin ich. Erfreut wird er freilich über meine Antwort nicht sein."

„Aus meinen Entgegnungen konnte Seine Durchlaucht Fürst Hockstein das eigentlich entnehmen."

„Dann, bitte, bringen Sie Ihre Entgegnungen das nächste Mal so deutlich vor, daß sie selbst der Fürst Hockstein verstehen muß." Jäh stieß er den Stuhl zurück. „Guten Morgen, Herr Kammerrat. Ich möchte noch ein paar Stunden über die Felder reiten."

Mit zusammengebissenen Zähnen sah er hier und da der Feldbestellung zu. Er sprach nicht wie sonst mit dem Inspektor oder Vorarbeiter. Die Gedanken jagten sich in seinem Kopf. Sicher hatte sein Schwiegervater

auch Dorothee seine Pläne mitgeteilt. Und die hatte ihm nichts gesagt. Bald fand er zwar Milderungsgründe; sie hatte ihm wahrscheinlich diesen Ärger vom Halse halten wollen. Aber dann kam er doch in helle Wut. Was war das für eine Art? Wie einen dummen Jungen behandelte man ihn. Da hieß es beizeiten einen Riegel vorschieben. Er galoppierte nach Hause und warf dem Reitknecht die Zügel zu. So eilig hatte er es, zu seiner Frau zu kommen. In ihrem Salon traf er sie am Fenster sitzend, die Zeitung in der Hand. Vom scharfen Ritte kam ihm der Atem noch hastig aus der Kehle — und vor Aufregung.

„Das sind ja niedliche Geschichten, Dorothee. Der Güterdirektor erzählte mir vorhin, wie fürsorglich dein Vater die Schwebdaschen Besitzungen erschließen will. Das verbitte ich mir, hörst du? Hier bin ich Herr im Hause."

Erst war die junge Fürstin vor Schreck zusammengezuckt, aber schnell hatte sie ihre Haltung wieder. „Sei doch nicht so aufgeregt, Erwein. Drücke dich deutlicher aus. Was ist denn eigentlich los?"

„Solltest du das wirklich nicht wissen? Von mir forderst du Vertrauen, und mir bringst du keines entgegen. So haben wir nicht gewettet, meine liebe Dorothee. So nicht!"

Da meldete sich in der jungen Fürstin das jähe Blut ihres Vaters. Jetzt war ein Augenblick gekommen, der vielleicht über sehr vieles entschied. Also feste Hand.

„Papa hat angefangen, mit mir über die Bewirtschaftung der Güter zu reden."

„Aha!"

Dorothee wartete, ob ihr Mann mehr sagen würde. Aber er schwieg und schlug nur die Hände auf dem

Rücken zusammen, und die Hacken, daß die Sporen aufklirrten.

„Da habe ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge gehalten. Er soll dich in Ruhe lassen! Er hat mir's versprochen."

„Und wann war das, wenn ich fragen darf?"

„Nach Papas Beisetzung."

Da war Erwein Schwebda der Wind aus den Segeln genommen. Aber er wollte das letzte Wort haben. Unbedingt.

„Das war eigentlich selbstverständlich. Also ich danke dir. Meiner Verwunderung aber muß ich Ausdruck geben. Wenn mein Schwiegervater glaubt, mir gute Dienste leisten zu können — Verzeihung, wenn dich der höhnische Unterton stört, er ist wider meinen Willen den Worten untergelaufen — so gibt es bei unseren nahen verwandtschaftlichen Beziehungen doch nur einen einzigen Weg, und der führt direkt zu mir."

„Ganz deiner Ansicht, Erwein."

Ihr Einverständnis machte ihn erst recht nervös. „Den geraden Weg zu finden scheint aber deinem Vater nicht immer leicht zu werden. Freilich, auf dem ist gewöhnlich nicht allzuviel zu finden, vor allen Dingen, wenn er sauber gehalten wird."

Dorothee senkte den Kopf. „Diese Auseinandersetzung fortzuführen bin ich nicht in der Lage, Erwein. Du wirst das verstehen. Ich hoffe, bis zum Mittagessen hast du dich beruhigt."

Ruhig schritt sie an ihm vorbei aus dem Zimmer. Er sah ihr mit zusammengezogenen Augenbrauen nach. Das war eine ganz geschickte Taktik, die Dorothee da anwendete. Sicher hatte sie von ihrem Vater allerlei gelernt. Aber bei ihm verfingen solche Mätzchen nicht —

o nein! Jetzt half kein Mundspitzen mehr, jetzt mußte gepfiffen werden. Sonst kam er unter die Räder. Und wenn man ihn bisher als dummen Jungen behandelt hatte, so war es höchste Zeit, daß er seine Umgebung, und vor allen Dingen seine Frau, eines besseren belehrte. Ja, eigentlich ... da schlug er mit der Hand wütend durch die Luft. Ein Exempel mußte statuiert werden. Auch wenn Dorothee seine Interessen ihrem Vater gegenüber gewahrt hatte. Vor peinlichen Auseinandersetzungen auszureißen war sehr bequem. Beizeiten die Faust gezeigt, ihr und dem Kammerrat, der durch das lange Leiden des Vaters sehr selbstherrlich geworden war, wahrscheinlich auch, weil er einen sehr tiefen Einblick in die intimsten Familienverhältnisse erlangt hatte.

Bei Tisch saß sich das junge Paar einsilbig gegenüber. Auf Erwein Schwebdas Stirn zuckte es ohne Unterlaß. Dorothee fühlte, daß auch das harmloseste Wort jetzt nur Unheil anrichten konnte. Ihr Mann aber ärgerte sich, daß sie gar nichts sagte. Setzte sie den Dickkopf auf, so konnte er es auch. Er rief dem aufwartenden Diener zu: „In einer halben Stunde den Selbstfahrer, die Braunen davor." Und dann wandte er sich an seine Frau. „Ich will nach Zwehren wegen der Molkerei. Da wird jetzt der Baugrund ausgehoben."

Sie nickte nur, aber ihr Herzschlag setzte auf Augenblicke aus. Das war eine absichtliche Kränkung. Es war ihr natürlich schon aufgefallen, daß er nie nach Zwehren gefahren war. Er wollte den alten Erinnerungen aus dem Wege gehen. Auf die Dauer war das nicht möglich, aber sie erkannte diesen Kampf doch dankbar an. Es war ein Kampf — zweifellos! War er nun unterlegen? Wollte er unterliegen? Nicht weiter denken jetzt. Abwarten in Geduld. Sonst brachen

womöglich die letzten Stützen zusammen. Mit zuckender Lippe sah sie, wie er zum Burgtor hinausfuhr, hinein in den prangenden Frühling, hinüber nach Zwehren.

Erwein Schwebda ließ die Braunen laufen, als habe er Versäumtes nachzuholen. Und als das kleine, von Kastanien und Linden umstandene Zwehrener Schlößchen vor seinen Blicken auftauchte, kniff er den Mund zusammen. Vorbei, was einst dort gewesen, kein helles Mädchenlachen schallte mehr durch den freundlichen Bau, keine veilchenblauen Augen blitzten mehr auf, wenn er heute die Räume betrat. Und das wollte er! Der Mann, der einst hier gehaust, saß nicht mehr, das Vergrößerungsglas in der Hand, vor seinen Kupferstichen. Das Zwehrensche Geschlecht hatte abgewirtschaftet. Nur der Name und das Erbbegräbnis da drüben erinnerte weiter an die, die einst hier die Scholle gebrochen. Und die sie heute noch bebauten und betreuten, hätte ein Hausgesetz, mochte man es Höferecht, Fideikommiß oder Majorat nennen, die Zwehren an der Väter Land mit starken Fesseln geschmiedet. War die Annemie auch die Letzte aus der Hauptlinie, irgendwo draußen in der Welt gab es noch männliche Zwehren, die wurzellocker geworden als Staatsbeamte oder in freien Berufen sich durchs Leben schlugen. Aber an das Nest, aus dem ihre Väter einst ausgeflogen waren, hatten sie kein Anrecht mehr. Bei diesen Gedanken trat der Segen eines Hausgesetzes in voller Deutlichkeit vor sein geistiges Auge. Zweige konnten brechen, die Krone konnte zerzaust werden, aber der Stamm blieb wurzelfest. Und er war die Krone der Schwebda, der Letzte der Hauptlinie, die seit Jahrhunderten gerade in die Höhe wuchs. Er, das letzte Glied, bis — bis ... Er schloß die Augen. Wie lange würde es dauern, und

Dorothee vertraute ihm ein Geheimnis an. O ja, die Eltern wußten, warum sie die für ihn ausgewählt. Da kam zähes Blut, kerngesundes, in die Schwebda. Eine Frau wie Dorothee setzte keine kranken Nervenbündel in die Welt. Und Franz Joseph hatte gesagt: Schwebda über alles! Äußerlich der gemütliche, herzensweiche Österreicher, innerlich ein Mann mit dem festen Entschluß, den Schwebdaschen Stamm in einer Linie reichsunmittelbar zu erhalten. Bis heute hatte er sich noch nicht mit seiner Theres verlobt; er wartete auf den Erbprinzen. Und wenn er zehn Jahre warten mußte. Lieber ließ er seine Theres laufen, wenn der die Geduld ausging. „Wenn man Windischgrätzdragoner ist, hält man's halt aus," hatte er gesagt. Mit einem kleinen Seufzer hinterher. Weiter diese Gedanken auszuspinnen kam Erwein nicht, denn der Verwalter des Zwehrenschen Gutes, der von seinem Kommen telephonisch verständigt worden war, trat an den Wagen heran.

Der Fürst besichtigte die Erdarbeiten, sprach mit dem Bauführer und wandte sich dann an den Verwalter: „Wird das Schlößchen auch immer ordentlich durchgelüftet? Keine Ausbesserungen nötig? Ich werde mir es einmal ansehen. Lassen Sie, bitte, aufschließen und die Läden öffnen."

Dann ging er mit dem Verwalter durch die Wirtschaftsgebäude, entließ ihn einstweilen und suchte den Park auf. Er war verwildert. Morsche, von den Winterstürmen heruntergeschlagene Zweige lagen auf den Wegen, hingen an den Büschen. Wenn Annemie das Grab ihres Vaters aufsuchte und das sah, würde sich ihr Herz zusammenkrampfen. Da war er wieder, der Gedanke an das Hausgesetz. Was war ein Glied

in der Kette? Nichts von Bedeutung, wenn die Kette Hunderte von Gliedern hatte; sie wurde nicht viel kürzer, verlor sie eines, wenn sich die Bruchstelle wieder zusammenschmieden ließ. War das aber unmöglich, dann flog sie zum alten Eisen. Der Trödler trug sie fort. Wie viele Besitzungen kannte er nicht, die wie eine Ware von einer Hand in die andere gegangen waren. Verweht im Sturme der Zeiten die Namen derer, die sie einst gedüngt mit ihrem Schweiße. Die Nachfahren waren vielleicht verdorben, irgendwo auf der Landstraße. Weil ein paar schwache Glieder in der Kette nicht festgehämmert worden waren. Er war so ein Glied. Auf ihm hatte man herumgeschlagen. Er hing an der Kette, als letztes Glied.

Er blieb stehen, nahm den Hut ab, zog die Stirn in Falten. Was hatte er denn für Grund, mit dem Schicksal zu hadern? Er hatte eine Frau, die ihn liebte, war reich und unabhängig, war der Fürst Erwein Schwebda! Wohin das Auge blickte, überall war Kampf. Und er, ein Fürst, sollte nicht kämpfen können? Er, dem der Kampf leichter gemacht worden war als den allermeisten Menschen? Wer mußte denn im Lebenskampfe nicht Herzblut opfern? Er schalt sich im Weitergehen und sah hinüber nach der hohen Steinmauer, die den Park einsäumte. Ein langer Teil war mit einem Eisengitter abgesperrt. Hinter dem wölbte sich Hügel neben Hügel. Auf dem letzten in der Reihe lagen welke Kränze und Palmenwedel. Da ruhten die Zwehren. Ruhten nun auf Land, über das keiner ihres Geschlechtes mehr schritt. Er ging nicht bis an die Gräberreihe, sondern wandte sich nach dem Schlößchen und stieg die Freitreppe hinauf, die vom Parke ins Haus führte. Spalierobst blühte an der Mauer, Pfirsiche

und Aprikosen, Bienen summten, sonst herrschte Totenstille, wenn sein Schritt nicht auf dem Kies knirschte, wenn da drüben in den Büschen nicht die Vögel sangen. Und vor zwei Jahren! Da hatte er da oben mit der blonden Annemie gestanden, selig versunken eines im anderen. Oben klirrte die Tür, er stieg die Stufen hinauf. Einen Schlüsselbund in der Hand stand der Verwalter da.

„Bitte, bleiben Sie hier; ich will allein durch die Räume gehen."

Trostlos sah es in dem kleinen Schlößchen aus. Ein paar Kronleuchter hingen noch in den Zimmern, Tische, Stühle und Schränke standen herum, die sein Vater beim Verkauf mit übernommen hatte, zum Teil alte, sehr gediegene Stücke. Die mußte Annemie annehmen, wenn sie ... er fühlte einen Stich im Herzen. Warum denn nicht? Die bildhübsche, tannenschlanke, nun recht vermögende Annemie Zwehren würde heiraten. Würde wieder lachen lernen, sicher schneller als er. Was wollte er denn eigentlich noch? Er war doch kein Narr. War doch ein — Mann! Dem der Nacken steifer auf dem Rückgrat sitzen mußte als einem jungen Mädchen. Wie zuckte es da um Erwein Schwebdas Mundwinkel. Er wußte ja, daß er ein weiches Herz in der Brust trug; ein viel zu weiches, hatten die Eltern oft gesagt. Und in Schwebda saß seine junge Frau, die er heute tief gekränkt hatte. Die trotz allem zu ihm stand; wenn es sein mußte, auch gegen den eigenen Vater. Da drehte sich wieder einmal alles im Kreise, und nur die Qual blieb stehen, die Qual! Warum konnte er nicht wie so viele andere die Vergangenheit mit einem Achselzucken abtun? Die drückte ihn schließlich noch zu Boden. Alle Narben waren hier wieder aufgesprungen

und bluteten. Er floh aus dem Schlößchen und prallte fast mit dem Verwalter zusammen; was sollte der Mann denken!

„Ich habe die Zeit verpaßt. Bitte, den Wagen!"

Da stand er ja, keine dreißig Schritte von ihm. Das hatte man von der Lügerei. Der Fürst rief ihn heran, stieg auf und ergriff die Zügel. „Ich komme in den nächsten Tagen wieder her."

Die Jucker stoben davon. Erst am Waldrande ließ er sie in Schritt fallen und drehte sich nach dem Kutscher um.

„Ich will ein Stück durch den Wald gehen. Nimm die Zügel. Erwarte mich am Forsthaus Weißenborn."

Durch hochstämmigen Buchenwald führte ein Fußpfad. Die Sonne warf helle Lichter auf die grauen Stämme, auf das samtweiche Laub, auf dem der Waldmeister in grünen Flecken mit kleinen weißen Tupfen sich abhob. Der würzige Duft des Krautes erfüllte die Luft; er achtete heute nicht darauf. Auf einen breiten Abfuhrweg stieß sein Fuß; den ging er bergan. Von der Höhe grüßten dunkle Fichten, im blauen Äther segelte ein Raubvogel, ein paar rotbraune Eichhörnchen tanzten auf einem Baum. Ein leises Rauschen schwebte von Wipfel zu Wipfel. Der Fürst ging einem Ziele zu. Noch fünf Minuten, dann hatte er es erreicht. ... Da stand die Köhlerhütte, ein paar Stangen, zeltartig zusammengesetzt, mit dicker Kiefernschale bedeckt. Davor ein Erdwall von ungefähr einem Meter Höhe, kreisförmig, mit einem Durchmesser von etwa zwanzig Metern. Bis vor ein paar Jahren war hier Holzkohle gebrannt worden. Schwarz war der Erdwall noch heute von verkohlten Holzsplittern, durch die Kuckucksblumen, Anemonen und allerlei Unkraut hier und da

durchgewuchert waren. Als Herr v. Zwehren vor Jahren einmal hoch droben im Thüringer Wald bei Katzhütte nach alten Kupferstichen gefahndet hatte, war ihm solch ein brennender Meiler zu Gesicht gekommen. Acht Tage lang hatte er sich von dem Anblick nicht losreißen können. Sogar seine Kupferstiche hatte er drüber vergessen. Das Knistern und Funkensprühen, vor allem in den Nächten, die rußigen Gesellen, die in dem qualmenden Kreise standen und immer wieder Erde auf die Flammen warfen, die bald hier, bald da durchbrachen. Der Anblick hatte ihn bezaubert. Und was da oben in den Thüringer Wäldern einschlief, weil es den armen Leuten nicht das karge Brot brachte, das hatte er am Ufer der Werra zu neuem Leben erwecken wollen. Eine Narrheit! Ein Vergnügen, das sich einer leisten konnte, dem ein solcher Anblick jedesmal einige Hundertmarkscheine wert war. Bald hatte Frau v. Zwehren ein Machtwort gesprochen. Aber der Erdwall stand noch, und durch die Köhlerhütte pfiff der Wind. Drinnen ein rohgezimmerter Tisch und eine Bank, die waren fest geblieben. Auf den Tisch mochte heute der Landstreicher sein erbetteltes Brot legen und die Bank zur Lagerstatt nehmen. Aber die Hütte hatte auch Seligkeit gesehen. Zwei junge Menschenkinder hatten hier eng umschlungen gestanden, hier war das Wort gefallen: „Annemie, ich hab' dich lieb." Und lachend hatte er ihr die Bedenken von den blühenden Lippen geküßt. . . .

Erwein Schwebda kam mit den besten Absichten nach Hause. Dorothee aber glaubte sich zurückhalten zu müssen. Ihr Mann hatte es an der nötigen Haltung fehlen lassen, die wollte sie gewahrt wissen. Schon damit die Dienerschaft keine Ursache zum Klatsch hatte.

Sie antwortete kühl auf seine Fragen und richtete das Wort überhaupt nicht an ihn. Da verhärtete sich sein Gemüt, mit einem Achselzucken verließ er das Zimmer. Beim Abendessen war seine Laune nicht besser. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ihm Launen vorgesetzt wurden. Er war doch mit guten Vorsätzen heimgekehrt. Als er mit Dorothee nachher zusammensaß, wetterte er los: „Deine Mißstimmung geht mir auf die Nerven!"

„Deshalb bin ich doch still, Erwein."

„Meinst du, daß das das richtige ist?"

„Ich weiß es nicht. Von dieser Seite kenne ich dich noch zu wenig."

Da war er schon wieder halb versöhnt. Also gleich Frieden machen — aber das Heft dabei in der Hand behalten.

„Du kannst dir doch denken, daß Zwehren alte Erinnerungen aufweckt. Ich kämpfe gegen sie an, das solltest du doch anerkennen."

„Dann würde ich nicht gerade dorthin fahren, wenn ich mich geärgert hätte. Und dazu noch grundlos."

„Ich muß aber jetzt sehr oft hinüber. In gewisser Beziehung hat ja dein Vater recht, es ist in den letzten Jahren manches versäumt worden. Ich hol's schon nach, aber Dreinreden lass' ich mir nicht."

Bei dem letzten, sehr unwillig ausgesprochenen Satz hatte er mit der Faust durch die Luft geschlagen. Dorothee schloß die Augen und erwiderte vorläufig nichts; sie fühlte, daß es jetzt auf jedes Wort ankam. Da wurde er ungeduldig.

„Findest du es denn nicht selbstverständlich, daß ich Herr im Hause bleiben will?"

„Es wäre traurig, wolltest du das nicht. Aber wer macht dir denn den Platz streitig?"

Er drehte den Kopf hin und her. Seine Hand faßte nach einem Buche, das auf dem Tisch neben ihm lag und warf es leicht wieder hin.

„Was soll ich da antworten? Du weißt, ich kann es nicht. Gefühle lassen sich nicht immer in Worte fassen.“

„Lieber Erwein, dann trügt dich dein Gefühl.“

Ging das noch fünf Minuten so weiter, so hatte sie ihn klein bekommen. Und darauf legte es Dorothee wohl an. Da erhob er sich und trat dicht vor sie hin.

„Nun gut, ich will's versuchen, das Gefühl in Worte zu fassen. Sie werden wahrscheinlich ein bißchen kräftiger ausfallen, als ich sie meine. Aber dann wirst du mich verstehen, Dorothee, und darauf kommt's jetzt lediglich an. Also, ich habe das Gefühl, als ob ihr Hocksteins mich nicht für voll anseht. Mir ist's, als wolltet ihr mich nach und nach einwickeln. Ich soll am Ende doch tanzen, wie dein geschäftskluger Vater pfeift. Natürlich fallt ihr nicht mit der Tür ins Haus.“

Dorothee blickte ihren Mann an und erschrak über den bösen Zug in seinem Gesicht, das Wasser schoß ihr in die Augen. „Du hast dich wirklich sehr kräftig ausgedrückt. Du hättest es sicher nicht getan, wenn du dir die Mühe gegeben hättest, dich in meine Lage zu versetzen. Wenn man jemanden lieb hat, so will man ihn doch nicht gedemütigt sehen. Ein Weib verlangt doch einen Mann und nicht einen Harlekin.“

„Na ja, und nun weine nicht, bitte. Ihr Hocksteins laßt eben nur den als Mann gelten, der die Dukaten auf Schritt und Tritt aus dem Boden stampft. Auf dem Standpunkt steht ihr doch. Wenigstens dein Vater. Und wenn bei seinen Erfolgen manches auf dich abgefärbt hätte, wär's doch kein Wunder.“

Nun kamen ihr doch die mühsam zurückgehaltenen Tränen. Dorothee schlug die Hände vors Gesicht und wandte den Kopf zur Seite. Das konnte der weiche Erwein nicht mit ansehen, das griff ihm ans Herz. Wenn er aber jetzt nachgab, würden die Tränen oft und reichlich fließen. So verließ er schnell das Zimmer.

In den beiden nächsten Wochen ließ er sich fast nur bei den Mahlzeiten sehen und fuhr auch immer allein oder mit dem Güterdirektor aus, nur abends saß er mit Dorothee zusammen. Und dann lasen sie. Hin und wieder fiel ein gleichgültiges Wort. Er sah wohl, daß seine Frau darunter litt, es betrübte ihn auch. Aber wenn ein leidliches Zusammenleben zustande kommen sollte, mußte er Dorothee erst einmal durch die Tat deutlich machen, daß er sich nicht an die Wand drücken ließ. Das redete er sich ein. Und dann, es war ja eine Selbstquälerei, aber es zog ihn immer wieder nach Zwehren, immer wieder nach der Köhlerhütte. Dabei merkte er ganz deutlich, was er damit seinen Nerven zumutete. Meldete sich doch auch eine innere Stimme immer wieder, die zu ihm sprach: Du versündigst dich an deiner Frau. Oft kam er mit dem festen Vorsatz heim, Dorothee wieder herzlich die Hand entgegenzustrecken; aber im letzten Augenblick unterließ er es, denn sie kam ihm auch nicht einen Fingerbreit entgegen, und darauf glaubte er unbedingt Anspruch zu haben. Solange sie das nicht tat, war sie noch nicht klein.

Oft sagte Dorothee: „Mama war heute auf einen Sprung da. Sie läßt dich grüßen.“

Da wurde der Verdacht in ihm wach, seine Frau habe sich hinter die Schwiegermutter gesteckt. „So, schon wieder,“ antwortete er eines Tages.

Dorothee ahnte, welche Gedanken ihr Mann hatte.

„Sie war an Papas Grab. Das ist doch nicht wunderbar."

„Nein, gar nicht," sagte er dann und vertiefte sich in ein Buch. ...

Für den nächsten Sonntag waren sie nach Hohenröthen zur Mutter eingeladen. Als sie im Wagen hinüberfuhren, es war ein köstlicher Maitag, lachte Erwein Schwebda bitter auf. „Heut werd' ich die Leviten gelesen bekommen."

Dorothee reckte sich hoch auf. „Du denkst, ich hab' mich bei ihr beklagt. Das wird nie geschehen, Erwein."

„Grund dazu scheinst du also nach deiner Ansicht immerhin zu haben."

„Erspar mir, bitte, darauf die Antwort."

„Das ist immer das bequemste."

„Das beste in solcher Lage, Erwein."

Sie wartete, ob nun nicht endlich ein gutes Wort über seine Lippen käme, aber sie wartete vergeblich.

Er hatte sich nicht getäuscht. Seine Mutter nützte nach Tisch die Gelegenheit, als sie ein paar Minuten allein waren. Sie tat es in ihrer ruhigen, hochmütigen Art.

„Es ist mir aufgefallen, daß du Dorothee viel allein läßt."

„Wir haben uns in der letzten Zeit nicht sonderlich vertragen, Mama."

„Natürlich ist das der Grund. Ich habe auch nicht den Wunsch, mich in eure Streitigkeiten einzumischen. Immerhin, es betrübt mich."

Ein stummes Achselzucken war Erweins Antwort. Die Fürstin-Witwe führte das Stielglas an die Augen, und wenn das geschah, wußte ihr Sohn, was die Glocke geschlagen hatte.

„Lieber Junge, die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß du früh heiraten mußtest. Das ist für einen Mann meistens nicht gut. Erst soll er sich die Hörner ablaufen. Du mit deinem weichen Herzen ganz besonders. Dorothee versucht mir gegenüber nichts merken zu lassen, sie gibt sich wirklich die erdenklichste Mühe, aber das gelingt ihr natürlich nicht."

„Natürlich nicht, Mama. Und ich bin und bleibe dein kleiner Hosenmatz."

Da sank das Stielglas langsam nieder. „Mein Sohn, weder den bitteren Ton noch die Worte möchte ich je wieder von dir hören. Du mußt endlich männlicher werden, sonst verpfuschst du dir dein Leben."

„Das ist doch schon ganz gründlich geschehen."

„Gewiß, Erwein, das ist es. Wenn du nämlich wirklich noch weicher und noch schwächer bist, als dein guter Vater und ich glaubten."

„Aha, nun krieg' ich wieder mal die Sporen. Ich — das Kind."

„Es stimmt. Und hoffentlich fühlst du sie. Und denkst über die wenigen Worte nach. Da hör' ich deine Frau kommen; sie ist stark, sie will nicht, daß ich dir Vorwürfe mache."

Die Fürstin-Witwe hatte ganz recht, Dorothee hatte gleich gewußt, als ihre Schwiegermutter sie mit einem Auftrag weggeschickt hatte, den ein Diener auch hätte ausführen können, warum das geschehen war. Sie zeigte ein heiteres Gesicht.

„Mama, du brauchst unbedingt dein Nachmittagschläfchen."

„Ja, Kinder. Setzt euch einstweilen in die Bibliothek oder bummelt eine halbe Stunde."

Sie gingen in den Park.

„Also, Dorothee, ich hab' meine Pauke weg. Dank auch schön, daß du so schnell wieder zurück warst."

Sie blieb stehen, stocherte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes einen Stein aus dem Boden und wartete, was nun käme. Aber ihr Mann sagte weiter nichts.

Auch auf der Heimfahrt nach dem Abendessen blieb er einsilbig. Denn das hätte gerade noch gefehlt, daß Mama nur die Stielbrille an die Augen zu führen brauchte, um ihn ins Mauseloch zu jagen. Diese Selbstquälerei in Zwehren war zwar Unsinn. Endlich mußte er doch darüber hinwegkommen. Dabei gingen nur die Nerven vollends kaput. Und Dorothee sah wirklich leidend aus. Warum fand sie nicht das erste herzliche Wort? Gab er nach, dann wurde er für schlapp gehalten. Und wenn das eine Frau erst merkt, dann tanzt sie ihrem Mann auf der Nase herum. Ein Ausgleich mußte aber endlich gefunden werden, damit wieder Ruhe und Frieden herrschten. Nur heute durfte das nicht sein, sonst dachte Dorothee doch, Mamas Vorstellungen hätten Eindruck auf ihn gemacht.

Am nächsten Morgen fand er unter seinen Postsachen ein Schreiben vom Präsidenten des Herrenhauses, in dem er aufgefordert wurde, am kommenden Donnerstag sich zur Vereidigung einzufinden. Noch drei andere Herren, die neu in das preußische Herrenhaus eintraten, sollten mit ihm den Eid leisten. Das war ein Wink des Schicksals. Bis zum Sonnabend tagte das Herrenhaus, um zwei Gesetzentwürfe zu erledigen, am Sonntag war er wieder zu Hause. Dann war die Gelegenheit gegeben, durch ein paar gute Worte, durch einen herzlichen Händedruck den Frieden wiederherzustellen, wenn Dorothee nicht dickköpfig war.

Er gab ihr das Schreiben zu lesen. Sie nickte und sagte lebhaft: „Nun, die paar Tage sind keine Ewigkeit."

„Deine Worte lassen darauf schließen, daß du dich auf meine Rückkehr freust."

„Natürlich tu' ich das."

Da ließ sich der Ausgleich doch vielleicht schon heute finden. „Trotz — trotz der Mißstimmungen, die leider in der letzten Zeit zwischen uns geherrscht haben?"

„Die werden auch wieder verschwinden, Erwein."

Er setzte sich, schlug die Beine übereinander und preßte die gespreizten Fingerspitzen gegeneinander. „Ein gutes Wort von dir hätte mir über manches schneller hinweggeholfen."

„Und ich hab' geglaubt, schweigen würde das beste sein."

Aufmerksam sah er seine Fingerspitzen an. „Mitunter mag ja schweigen das richtige sein, aber in diesem Falle . . ."

„Es ist immer das richtige. Verzeih, wenn ich das so bestimmt ausspreche; aber wenn du dich in meine Lage versetztest, würdest du zu der Überzeugung kommen, daß ich nicht reden darf, bis du mir zu erkennen gibst, daß mein Reden dir nicht eine Qual, sondern eine Wohltat ist."

„Hm — na, so red doch, Dorothee."

Sie sah ihn an, hatte aber nicht den rechten Mut. Da streckte er die Arme nach ihr aus. Im nächsten Augenblick saß sie auf seinem Schoß. Ihr heißes, gesundes Blut wallte auf. Sie schlang die Arme um ihn, Küsse schlossen seine Lippen.

„Erwein, wenn ich dich nicht so schauderhaft lieb hätte, dann würde ich nicht so gelitten haben in dieser Zeit. Aber ich bin doch keine Minute die Angst los-

geworden, dich zu verlieren. Da würgt man lieber alles in sich hinein und hofft und hofft. Von einer Stunde zur anderen."

Erwein Schwebdas Arme drückten Dorothee fester an sich. Von neuem fanden sich ihre Lippen. Jetzt hatte reden wirklich keinen Sinn. —

Der erste, der ihm am Eingang des Hotels Esplanade in Berlin über den Weg lief, war sein Schwiegervater, der auch zu den Sitzungen des Herrenhauses gekommen war. Der nahm ihn sofort vollkommen in Beschlag und machte ihn mit einer großen Zahl Magnaten, die im gleichen Hotel wohnten, bekannt. In seiner gemütlichen Weise wollte er Erwein Schwebda dazu bringen, Dorothees Mitgift in die Güter zu stecken. Ausführlich entwickelte er seine Pläne. Wohl sah er, daß das Gesicht seines Schwiegersohnes immer ernster wurde, aber es störte ihn nicht weiter. Auf solche weiche Naturen mußte man eben tüchtig einreden. Als er sich aber anbot, die ganze Sache in die Hand zu nehmen, hatte er Gelegenheit, sich zu wundern.

„Du hast in vielem recht, Papa. Aber ich denke nicht im Traume dran, mir von dir das Heft aus der Hand winden zu lassen. Ich bin noch jung, und ich habe Zeit. Fällt mir gar nicht ein, mich wie toll in neue Unternehmungen zu stürzen. Und was geschieht, geschieht auf meinen Befehl und auf meine Verantwortung. Wenn ich auch mal Lehrgeld zahlen muß. Ich hab's satt, mich als dummen Jungen behandeln zu lassen."

„Na, na, erlaube mal! So war das nicht gemeint."

Erwein Schwebda erhob sich. Fünf Minuten lang flogen noch die Worte hinüber und herüber, zuletzt messerscharf. Dann ging er. Albrecht Hockstein nahm den Zusammenstoß nicht tragisch. Im Gegenteil, er

freute sich. Wenn nur erst einmal in einen Menschen Leben kam, dann fand sich schon das andere.

Von nun an ging Erwein Schwebda seinem Schwiegervater aus dem Wege. Am Freitag sagte er sich in Potsdam bei seinem Regimente zum Essen an. Er stieß auf einen kühlen Empfang. Selbst Mandelkow kam aus einer gewissen Zurückhaltung nicht heraus. Da brach er bald wieder auf. Man hatte sein Verhalten gegen Zwehrens übel vermerkt. Ja, was hätte er denn tun sollen? Die Lippen rümpfen war kein Kunststück. Da drängten die Gedanken wieder mit aller Macht zu Annemie. Wo war sie? Was tat sie? Im Hotel wollte er an Dorothee schreiben. Er warf die Feder wieder hin. In sechsunddreißig Stunden war er ja wieder zu Hause. Ach nein, heute nacht fuhr er noch. Er griff nach einem Telegrammformular und bestellte sich das Automobil für morgens um halb fünf nach Eisenach, hieß dann seinen Kammerdiener packen und ging nach den Zimmern seines Schwiegervaters, um sich von ihm zu verabschieden. Er war nicht da, Gott sei Dank. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, warf schnell einen kühlen Abschiedsgruß aufs Papier und reiste mit dem Nachtzug ab.

In Eisenach befahl er dem Wagenführer, nach Zwehren zu fahren. Bis zum Mittag blieb er da, besichtigte den Bau des Molkereigebäudes, ging durch das Schlößchen, gab Anordnungen, den Park besser zu pflegen, fuhr hinaus in die Felder, ging mit dem Förster durch den Wald, wollte über Abtrieb, Kulturen, Holzauktionen alles mögliche wissen und stand fünf Minuten mit verschränkten Armen und zusammengekniffenen Lippen vor der Köhlerhütte.

Als er gegen ein Uhr seiner Frau in ihrem Salon

gegenübertrat, erschrak er. Ihr Gesicht war schmal geworden, die starken Backenknochen sprangen förmlich hervor. „Mein Gott, Annemie, wie siehst du denn aus?"

Da brach sie mit einem Jammerschrei auf dem nächsten Sessel zusammen.

„Was hast du? Soll ich den Arzt rufen lassen?"

Abwehrend streckte sie die Hände aus. „Um Gottes willen, nur das nicht. Ich hab' dich schon seit Stunden erwartet. Und nun nennst du mich zur Begrüßung — Annemie!"

Erwein Schwebda drückte die Hand auf die heiße Stirn.

„Du — du wirst dich verhört haben, Anne — Gott nein, Dorothee. Bin ich denn ganz verrückt?"

Die junge Frau war auf die Knie gesunken und hielt sich an seinen Beinen fest, ehe er's hindern konnte. Sie sah ihn mit großen Augen und angstverzerrtem Munde an.

„Nimm wenigstens Rücksicht auf dein Kind, Erwein."

Ein Zucken ging durch seinen ganzen Körper. Er zog seine Frau hoch und drückte sie an sich; Tränen stürzten ihm aus den Augen.

„Dorothee — liebe, gute Dorothee. Verzeih! Es ist — ich weiß selbst nicht — Herrgott, ich kann mich ja gar nicht entschuldigen. Aber du sollst dich über mich nicht mehr zu beklagen haben. Ganz sicher nicht." Er küßte sie immer wieder, und sie hielt sich mit geschlossenen Augen fest an ihm wie eine Versinkende. Wie aus weiter Ferne schlugen immer wieder die Worte an ihr Ohr: „Liebe, gute Dorothee — liebe, gute Dorothee ... Mütterchen — Mütterchen."

Annemaria Zwehren hatte in Dresden sofort ihre Koffer gepackt. Mit ihm in einer Stadt, das ging jetzt über ihre Kraft. Wie er mit seiner Frau in der Kirche gesessen und den feierlichen Klängen gelauscht hatte — Hand in Hand. Wie war das nur möglich?! Und wenn sie sich auch immer wieder einzureden versuchte, daß sie ihm alles nur erdenkliche Glück wünschte, es war doch Lug und Selbstbetrug. Mit allen Fasern ihres Herzens hing sie noch an Erwein Schwebda. Heute vielleicht fester denn je. Seit er unerreichbar für sie geworden war, seit sie niemanden auf Gottes weiter Welt mehr hatte. Wie er sie angesehen, am Denkmal des Königs Johann von Sachsen, mit welch unsäglichem Schmerz im Gesicht! Stark sein, stark sein, damit sie Ruhe bekam, und auch er. Das waren ja auch nur Redensarten, sie würde die Ruhe nie finden, er auch nicht. Dies breitbrüstige, starkknochige, große Weib an seiner Seite. Da kamen wieder die Stiche im Herzen! Aber wie dieses Weib ihren Mann angesehen hatte. Hingebende Liebe sprach aus jedem Blick. Sie hatte diese Ehe erzwungen. Das Hausgesetz hatte gegen Dorothee Hockstein nichts einzuwenden gehabt.

Nun fort von hier, fort — fort; aber wohin? Ach, das war ganz gleichgültig. Irgendwo sich in der Einsamkeit vergraben.

Und diese Einsamkeit fand sie im Thüringer Wald. In dem Städtchen, das kaum zweitausend Einwohner hatte. Im Sommer wurde es von einfachen Leuten als Sommerfrische gern aufgesucht. Es lag im engen Sormitztale, eingerahmt von steilen, mit Nadelwald bedeckten Bergen. Seitentäler, durch die jetzt die Wildwasser brausten, führten auf ein welliges Hochland, auf dem, in Sätteln und Hügelwellen eingebettet, die

Dörfer im Windschutz lagen. Freundliche, einfache Leute lebten dort, immer bereit zu einem Gruß, zu einem freundlichen Wort.

In einem kleinen villenartigen Häuschen hatte Annemie sich zwei Zimmer gemietet. Es war das letzte Haus in einem Seitentale, durch das die Ilm über große Steine hüpfte, die jetzt die letzten Eisränder von den Ufern abriß. Von ihren Fenstern sah Annemie auf eine steile Bergwand und auf eine Ruine, die in halber Höhe auf einer scharf in das Sormitztal vorspringenden Ausbuchtung stand. Sie ging viel spazieren, die würzige Waldesluft legte einen leichten, rosigen Schein auf ihre schmalgewordenen Wangen. Die Hauptmahlzeiten nahm sie im „Schwarzburger Hof" ein; sie ließ sich Bücher kommen und las viel — sie fühlte, wie sie wieder spannkräftiger wurde. Nicht mehr legte sie die Bücher nach kurzer Zeit aus der Hand.

Dann kamen die Südstürme und brachten den Frühling ins Land. Die weißen Birkenstämme auf den Felsvorsprüngen hoben sich scharf von dem dunkeln Hintergrund der Fichtenwälder ab, über Nacht hatten sich die hellgrünen Blätter entfaltet, und wenn auch der Regen ein paar Tage klatschend gegen die Fensterscheiben schlug, das schadete nichts. Dafür brausten dann die Wildbäche zu Tal, und die Luft war noch köstlicher als sonst.

Briefe empfing Annemie nur ganz selten. Der einzige, der ihre Adresse kannte, war der Doktor Kalvörde vom Königlichen Kupferstichkabinett. Der teilte es ihr mit, wenn sich für einige Kupferstiche Käufer gemeldet hatten, bat um ihr Einverständnis, das Geschäft abschließen zu dürfen, und erkundigte sich zum Schluß immer sehr teilnehmend nach ihrem Befinden. Sie

antwortete freundlich und dankbar, schrieb ein wenig davon, wie sie die Tage verbrachte, und dachte sich nichts dabei. Bis sie eines Tages stutzig wurde. Doktor Kalvörde teilte ihr mit, daß er nach München reise, in Probstzella werde er den Zug verlassen und sich erlauben, sie nach einem dreistündigen Fußmarsch zu begrüßen. Da griff sie nach seinen Briefen und las sie mit anderen Augen. Zwischen den Zeilen stand mehr, als sie bisher aus ihnen gelesen! Und sie war auf seine teilnehmenden Fragen eingegangen, hatte sicher dadurch in ihm Hoffnungen erweckt, an die sie nicht mit einem Atemzuge gedacht. Also schnell telegraphieren, daß sie morgen schon weiterreise. Und hier war's doch so schön gewesen. Nun ging die Unrast wieder an. Was hatte sie denn verbrochen, daß ihr das Schicksal so weh tun mußte und all denen, die ihre Pfade kreuzten? ...

Acht Tage später war sie in Singen am Hohentwiel. Unterwegs hatte sie in einer Zeitung gelesen, daß ein Arzt dort Leichtkranke und Erholungsbedürftige in seiner Villa aufnehme. Höchstzahl seien drei Patienten, nur solche erwünscht, die ein familiäres Leben liebten. In Singen blühten schon die Veilchen, die letzten Obstblüten fielen von den Bäumen, als sie ankam. Kinder waren nicht im Hause, als einziger Patient eine ältere Dame, die nach zwanzigjähriger Ehe ihren Mann verloren hatte und seelisch schwer niedergedrückt war. Und mit dieser Dame, einer Frau Geheimrat Westschlag, befreundete sich Annemie. Sie besuchten zusammen den Hohentwiel, machten Ausflüge nach dem Untersee, dem Rheinfall bei Schaffhausen, Konstanz und der Zeppelinwerft bei Friedrichshafen. Oft musizierten sie auch, und als der Sommer ins Land kam, forderte Frau Westschlag Annemie auf, mit ihr ein ruhiges Ostseebad auf-

zusuchen. Dankbar nahm sie den Vorschlag an. Nur nicht allein sein, dem Sommer würde der Herbst folgen, Pläne waren schon geschmiedet, sie wollten ein schönes Fleckchen Erde suchen und zusammen wohnen. Frau Westschlags einziger Sohn war Fähnrich in Koblenz bei der Artillerie, der wuchs ihr nun aus der Hand, und vor dem Alleinsein graue ihr genau so wie Annemie.

Die fand sogar in Berlin auf der Durchreise die Kraft, ruhig mit dem Doktor Kalvörde zu sprechen und ihm persönlich zu danken für die Mühe, die er mit dem Verkauf der Kupferstiche auf sich genommen und nun zu Ende geführt hatte. Freilich der Erlös stand in keinem Verhältnisse zu den Summen, die ihr Vater dafür angelegt hatte. Sie sandte dem Gelehrten ein wundervolles silbernes Teeservice. Seinen Dank konnte er aber dafür nicht abstatten; denn Fräulein v. Zwehrens Adresse kannte nicht einmal das Geschäft, das ihre Möbel in Verwahrung hatte.

Erwein Schwebda war sehr besorgt um seine junge Frau. Sie aber lachte ihn aus.

„Sieh mich doch an! Ich bin doch wieder ganz auf dem Damm! Tüchtig spazierengehen soll ich. Und der Frühling ist dieses Jahr ganz wundervoll. Oder seh' ich ihn mit anderen Augen an, seit ich bei dir bin?"

Sobald er die Burg verließ, mußte ihn Dorothee begleiten. Die Falten zeigten sich nicht mehr auf seiner Stirn. Selbst dann nicht mehr, wenn er an Annemie dachte. Sie tat ihm leid, sehr, sehr leid, aber es überfiel ihn nicht mehr ein Grauen, wenn er an die Zukunft dachte. Man fand sich eben mit den Tatsachen ab. Und wenn sich erst ein Junge ins Leben schrie, sein Junge,

so würde hoffentlich für Annemie auch der Tag kommen, an dem sie einem Manne die Hand zum Lebensbunde reichte. Und dann war der Ausgleich da. Traf man sich zufällig einmal drüben in Zwehren, konnte man sich ruhig die Hände schütteln. Die Lebensstürme hatten sie dann beide gereift und ruhiger gemacht. Den Gedankengang hatte sich Erwein Schwebda so fest eingeredet, daß er im Geiste schon die Stunde erlebte, an der er Annemie am Erbbegräbnis in Zwehren die Hand drückte.

Dorothee war selig. Wie zärtlich und besorgt ihr Mann war. Eines Nachmittags betrat sie im Jagdkostüm sein Arbeitszimmer.

„Nanu? Was hast du denn vor?"

„Auf den Anstand will ich gehen mit dir. Es kribbelt dir ja schon längst in den Fingern nach dem roten Bock, aber du willst mich nicht verlassen. Brauchst du auch gar nicht, lieber Erwein, ich geh' einfach mit. Und will nicht nur zusehen, o nein. Der Oberförster wird uns beide anstellen, du, ich freu' mich aber — komm, komm!"

Da lachte er. „Also Heimlichkeiten hast du mit dem Oberförster hinter meinem Rücken?"

Sie legte ihre Wange an die seine. „Hab' ich auch. Aber nur solche, die dir Freude machen. Ich glaub', ich hab' dich so ungefähr ausstudiert. Jedenfalls hab' ich dieses Mal den Nagel auf den Kopf getroffen. Gibst du's zu?"

„Ja, liebe Dorothee."

„Du, wenn wir erst unsern Jung mitnehmen, der soll einmal ein Weidmann werden."

Aufgesprungen war er, hatte sie abgeküßt und war dann hinausgestürzt, sich umzuziehen. Dorothee sah mit einem versonnenen Lächeln hinter ihm her. Was konnte ihr Mann doch für ein lieber Kerl sein. Jetzt

waren die Zeiten, in denen sie ihn ganz fest an sich ketten mußte. Kamen später wieder einmal Stürme, so würden die schon nicht lange wüten, denn dann zappelte ein Erbprinz in der Wiege. Und an einem Kinderbettchen wurden so weiche Naturen wie Erwein wieder zu Kindern. Da freute sie sich über ihr zähes Hocksteinsches Blut.

Sehr oft kam jetzt die Fürstin-Witwe. Sie kargte Dorothee gegenüber nicht mit ihren guten Ratschlägen, aber die lachte die Schwiegermutter übermütig aus.

„Oh, ich vertrag' schon einen Puff. Und handle vollkommen nach den Anweisungen des Sanitätsrates Messerschmidt. Viel Bewegung und essen, auf was ich grade Hunger habe. Beides tu' ich, und mein Bärenhunger ist schon gar nicht mehr zu stillen. Das kommt davon, weil ich so viel im Freien bin."

Die Fürstin-Witwe sagte dann nichts weiter. Sie freute sich nur im stillen über Dorothee; die war eine gute Stammutter für die künftigen Schwebda.

Eines Tages hätte Dorothee beinahe laut aufgejubelt; im letzten Augenblick zwang sie sich noch zu der anerzogenen Haltung. Ihr Mann hatte sie gefragt, ob sie mit nach Zwehren fahren wolle.

„Die Molkerei ist so ziemlich fertig, die möchte ich dir zeigen und auch das ganze Gut."

Sie legten die Fahrt Hand in Hand zurück. Dorothee sagte bei der Besichtigung nicht viel. Und er dankte es ihr. Unter dem Stillschweigen spannen sich die Fäden zueinander fester. Zum Schluß gingen sie in das Schlößchen, allein. Im Saale blieb er stehen und holte tief Atem. „Dorothee, wenn — wenn der Tag kommen sollte, an dem die Annemie heiratet, möcht' ich ihr die alten Möbel hier, es sind einige wertvolle Stücke

darunter, zur Verfügung stellen. Du hast doch nichts dagegen? Uns sind sie entbehrlich und für Annemie Erinnerungen."

Das war der endgültige Friede. Sie lehnte sich an ihren Mann. Ein paar Tränen rollten über ihre Wangen. „Wenn sie sie annimmt, Erwein, wer könnte sich dann mehr freuen als du und ich?"

Er sah die Tränen und drückte seine Frau herzlich an sich, dann fuhren sie mit erleichtertem Herzen heim.

Als eines Tages Erwein Schwebda aus Kassel zurückkam, holte ihn seine Frau vom Bahnhof in Eschwege spät abends ab.

„Aber Dorothee, das solltest du jetzt doch bleiben lassen."

Sie schwang ein geöffnetes Telegramm in der Hand. „Wir bekommen Besuch. Rate von wem? Unbändig wirst du dich darüber freuen."

Er erriet's nicht.

„Der Franzl kommt morgen früh!"

„An den hätt' ich nicht gedacht. Wenn er einmal schreibt, ist doch nicht mehr ‚Windischgrätzdragoner' sein zweites Wort, sondern ‚Theres'!"

„Nein, wie seid ihr Männer doch dumm."

Da verstand er. „Du meinst, weil wir nichts geschrieben haben — aber nein."

Dorothee hakte sich bei ihrem Manne ein. „Ja freilich. Er mag nicht fragen."

Als sie im Automobil saßen, sagte Erwein in neckendem Tone: „Da sollte man eigentlich den Himmel inbrünstig erst einmal um ein halbes Dutzend Mädel bitten."

„Das tust du ganz sicher nicht. Sonst helf' ich mit bitten, und dann kann mir der Franzl aber fürchterlich

leid tun. Denn der heiratet seine Theres totsicher nicht eher, als bis es in Schwebda einen Erbprinzen gibt."

Ihr Mann wurde ernst. „Eigentlich sollte man das nicht für möglich halten. So lange ich lebe — und wir sind doch ungefähr im gleichen Alter — könnte er sich doch nicht auf die Burg Schwebda setzen."

Dorothee lenkte ein; ging das Gespräch so weiter, konnte es gefährlich werden. Sie lachte. „Wir werden ja sehen. Dir wird er schon sein Herz ausschütten. Wahrscheinlich wird seiner ‚Theres' das Warten langweilig werden. Ich hab' mich doch auch tüchtig nach dir gesehnt." Sie drückte innig die Hand ihres Mannes und lehnte sich an seine Schulter. Da schlang er den rechten Arm um sie und sagte nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)



Meister Hämmerlein

Von Markus Seibert

Mit 3 Bildern

I.

Den Tod, Teufel und Henker nannte man vor alters „Meister Hämmerlein" oder „Hämmerling", wenn man sie nicht mit unmißverständlichster Deutlichkeit anrufen wollte. Der Scharfrichter kommt erst spät zu dem Namen, den man im siebzehnten Jahrhundert sogar noch auf allerlei Schelmenvolk und Gaukelleute übertrug. In dieser Zeit aber wußte kein Mensch mehr, daß es die abgeblaßte Person des germanischen mit dem Hammer tötenden Donnergottes war, die zur Bezeichnung „Hämmerlin" einst die Ursache bot. Daß der Teufel zu dem Namen kam, erklärt sich durch die Dämonisierung der alten Götter, die sich durchsetzte, als das Christentum einzog; daß er auf den Scharfrichter übergehen konnte, deutet auf eine Zeit, wo es noch „unschimpflich" und ehrenamtliche Sache freigeborener Männer war, durch Spruch dem Tod Verfallene zu richten. Thors Hammer war ein uraltes, lange verstandenes Rechtssymbol; durch einen herumgetragenen Hammer oder ein Schwert sagte man ehedem Gerichtstagung an. Der Scharfrichter war „Nachrichter"; ihn Meister Hämmerlein zu nennen, also nicht ohne tiefere Beziehung. Im sechzehnten Jahrhundert traf man in Rede und Schrift auf Wendungen wie diese: ein zum Strang Verurteilter „wird sein' gebürende hänfine Portion von Meister Hämmerlein bekommen", Landstörzern und Umtreibern wird „Hemerlin aufs Maul schlagen" oder sie auf seinen „dreibeinigten Stuhl tun" — auf den Galgen; er wird sie daran „dreischläferig betten" oder reiten lassen auf

dem „dürren Baum" oder ihnen zum Strick — dem „hänfenen Pferd" — helfen.

Daß sich dem unehrlichen Mann, dem wie Pest und Aussatz Gemiedenen, gesellschaftlich Tiefgeächteten, die Bezeichnung anhing, die auf Thors Hammer weist, muß auf jene Zeit zurückgehen, wo rechtlich der Grundsatz galt: ein Urteil zu vollziehen, ohne den Freien, der es tat, irgend an der Ehre zu schädigen. Der jüngste Ratsherr war verpflichtet, das Richtschwert aufzubewahren und nötigenfalls damit dem gesprochenen Recht zu willfahren. Noch 1470 enthauptete zu Buttstädt im Weimarischen der älteste Blutsverwandte des Ermordeten dessen Mörder. In Friesland knüpfte meist der Bestohlene den Dieb selber an den Galgen. In einigen fränkischen Städten und anderorts lag das Blutamt dem jüngsten Ehemann ob. In Jütland, wo es Sitte war, keinen Fronrichter zu haben, hängten die Bauern selbst; in Dithmarschen „hänketen und köpfeten" die Vorsteher und Richter der Kirchspiele, und die benachbarten Gleichbeamteten halfen dabei.

Herr Gans zu Putlitz knüpfte mit eigener Hand den durch Richterspruch verurteilten Raubritter Johann von Slavelestorp am Johannistage des Jahres 1298 vor der erstürmten Burg Glasin an der Elde auf. Der Prior zu Heisterbach, Caesarius, erzählt in seinen Dialogen, daß Otto von Wittelsbach immer Stricke zum eigenhändigen Aufknüpfen der ihm begegnenden Verbrecher mit sich führte. Auch die Herzöge Magnus und Heinrich von Mecklenburg waren zu ihrer Zeit wegen rascher Rechtshandlungen bekannt; Herzog Heinrich ritt nie aus ohne guten Vorrat hänfener Stricke am Sattelknopf. Buschklepper und Raubgesellen, die er aufstöberte, bekamen von ihm die freundliche Ein-

ladung zu hören: „Du most mi dorch den Ring kieken". Als Ehrentitel gab man ihm den Beinamen „De Henker". In gewählter Redeform hieß er: „Hinricus Suspensor".

Vor allgemeiner Einführung knechtischen Scharfrichterdienstes waren Vollstreckungen der Todesstrafen das Amt des ehrenhaften Fronboten. Ausdrücklich sagt der Sachsenspiegel: Die freien Leute, welche Leib und Leben verwirken, soll niemand anders richten, denn der echte Fronbote. Er war Sendbote der heiligen Justiz oder der mit dem höchsten Gerichtsbann betrauten königlichen Gewalt, war eine geweihte, geheiligte, unverletzliche Person, an der kein Hauch von Unehre und Makel haften konnte.

Das war zu den Zeiten der kleinen Städte und Gemeinwesen so, bevor immer mehr eindringendes römisches Recht und welsche Sitte deutsche Bräuche und Rechtsauffassungen verdarben oder verdrängten. So kam auch die römische Scharfrichtereinrichtung in die germanischen Lande. In größeren Städten ließen die öfteren Hinrichtungen zuerst die Stellung eines eigenen Dienstmannes dafür notwendig werden, der sich von da aus die kleinen Städte und Landämter zu erobern begann.

Hängen und Enthaupten, das konnte, nach den Anschauungen jener Jahrhunderte, unbescholten ehrenamtlich durch jeden Bürger oder Freien verrichtet werden, nicht aber die Vervielfachung und Verschiedenartigkeit der Todes- und anderer Leibesstrafen im Sinne der schrecklichen Torturkünste. Dagegen sträubte sich jeder freie deutsche Mann. Weder Bürger noch Bauern fanden sich dazu bereit. Die Stadtverwaltungen mußten froh sein, wenn sich für diesen neuen Dienst ein ent-

laufener Leibeigener oder sonst ein Landflüchtiger oder Unfreier fand — sonst konnten sie in der Not den Weg beschreiten, einem Verbrecher das Leben zu schenken, um ihn mit dem Scharfrichterdienst zu begnadigen. Schon vor der Einführung des Scharfrichterdienstes in Deutschland bestand der Beruf des Abdeckers, Wasenmeisters oder Schinders, der nur vom Auswurf der niedrigsten Leibeigenen ausgeübt wurde. Die Tatsache, daß der neue Scharfrichter überall, um besserer Nahrung willen, auch die Verwaltung der schimpflichen Abdeckerei mit zu seinem Dienst geschlagen erhielt, hätte ihn allein, auch wenn er zuvor ein freier, ehrbarer Mann gewesen wäre, bedingungslos unehrlich mit Kind und Kindeskindern gemacht; die Unehrlichkeit eines Menschen aber, der zuvor schon Leibeigener oder sonst ein übelberüchtigter Schelm gewesen, steigerte dies bis zur Infamie. Solch großer Makel, der schon von Anbeginn auf den Personen dieses neuen Dienstes lastete, übertrug sich in gesteigerten Formen auf ihre ganze Stellung, und so wuchs ihre Verächtlichkeit bis zum Zustand schier unerträglicher Leiden an, gegen die späte Gesetze nur höchst unzulänglichen Schutz boten.

Da die Nachkommen des Scharfrichters von allen anderen Ständen, auch den alleruntersten, ausgeschlossen waren, blieb ihnen keine andere Wahl, als in ihres Erzeugers verrufene Fußtapfen zu treten. Lange Zeit hindurch waren sie überall da begehrt, wo es neue Fronstellen zu schaffen galt; die Angehörigen ein und derselben „Schelmensippe“ waren mit den Scharfrichterstellen ganzer Provinzen belehnt. Wie beim englischen Adel erbte der älteste Sohn des Vaters Meistertitel und Amt, während die jüngeren, wenn ihnen nicht etwa heimgefallene Lehen zuteil wurden, in die niedersten

Schichten der Henkersknechte und Abdeckersleute untertauchten; doch erhielten sie unter diesen den noch immer besseren Teil der Stellen: die Halb- und Wasenmeisterdienste. Die ganze übrige Bande dieser Henkersknechte aber, soweit sie nicht aus heruntergekommenen Scharfrichternachfahren bestand, setzte sich aus eigenem Nachwuchs wie aus den verkommensten Gestalten zusammen, die aus dem Abschaum der Menschheit ihnen zutrieben. Nicht nur einfache Unehrliche in bürgerlicher wie moralischer Hinsicht, auch verfolgte Räuber und Mörder, entsprungene Zuchthäusler suchten und fanden Zuflucht im Kittel des Schinderknechts, sagt Beneke, der an gleicher Stelle schreibt: „Der Scharfrichter-Meister, der gradlinige Nachkomme und Erbe einiger zwanzig Vorfahren im Meisteramt, sah gewiß mit Stolz auf seinen Stammbaum und überlieferte die Geschichte seiner Väter in getreuen Traditionen dem Sohne und Erben. Ein ganz eigentümlicher Charakter, ein durchaus fremdartiges Wesen, muß sich bei der eigengearteten Berufsform und völlig abgeschlossenen Lebensweise dieser Leute ausgebildet haben. Wenn auch aus ihrem einsiedlerischen Pariatum begreiflicherweise nicht viel in die große Masse gedrungen ist, so darf man doch getrost die armselige Vorstellung vom blutdürstigen Wüterich und rohen Tiermenschen zu den Ammenmärchen werfen und wird nicht sehr irren, wenn man sich unter einem Scharfrichtermeister einen in seiner Art feinen, sehr klugen Mann denkt, aus dessen zurückhaltendem Benehmen neben einiger Bildung auch eine gewisse Melancholie blickt."

Jede Strafe, die der Henker vollzog, verunehrte; jede Berührung seiner Hand beschimpfte. Man mied seinen Umgang, floh seine Nähe, um zufälliger, auch

nur geringster Berührung mit ihm vorzubeugen, und zwang ihn, aus solchem Grunde, zu leicht erkenntlicher, den Mann der Schmach bezeichnender Kleidung. Es war ihnen verboten, auf dem Markte Fleisch oder Fische mit ihren unehrlichen Händen zu berühren; sie durften nur deuten nach den begehrten Stücken. In der Kirche war sein Platz weitab von denen der anderen; bei Austeilung des Abendmahls stand er abgesondert allein, durfte nur als allerletzter an des Herrn Tisch treten. Dem Scharfrichter zu Köln gestattete der Papst im Jahre 1517, jährlich einmal, und ganz im stillen, zum Abendmahl zu gehen. Fiel er krank zu Boden, rührte sich keine Hand ihn aufzuheben, stürzte er ins Wasser, niemand zog ihn heraus; starb er, so mochten seine Leute sehen, wie und wo sie ihn verscharrten, das kümmerte keine ehrliche Seele.

In größeren Städten vollzog alle geringeren Strafen, Rutenschlagen, Brennen oder Gliederverstümmlungen und Hinrichtungen durch Hängen und Rädern, der erste Knecht, der „Meisterknecht", mit dem Titel Henker, der für noch weit ehrloser galt als der Scharfrichter, der nur mit dem Schwert richtete. Der oberste Knecht war es ja auch, der den verachtetsten Dienst in der Abdeckerei versah. Von seinen eigenen Leuten begraben zu werden, wäre selbst für den Scharfrichter noch zu „schimpflich" gewesen. Aus dem siebzehnten Jahrhundert tönen die beweglichen Klagen des Ratsverwandten, Herrn Augustus Giese, zu uns aus Husum herüber, „wo die Ehrlichkeitsmanie zu schwindelnder Höhe gipfelte, ihre Intoleranz am krassesten an den beiden Marksteinen des irdischen Daseins, bei der Wiege und dem Sarg der Unehrlichen sich offenbarte". Seit 1644 hatte Giese die entsetzlichsten Plackereien erlebt



Der Scharfrichter mit dem Schwert.
Nach einer Zeichnung von Urs Graf 1512.

mit allem, was das Haus des Husumer Scharfrichters anging; da geschah es, daß ein armes Frauenzimmer in Kindes- und Todesnöten, von aller Hilfe verlassen, schier dahingestorben wäre, nur weil sie des Schinderknechts Eheweib war. Das Kind verstarb elend, und alle Stränge der Gieseschen Geduld rissen; er schrieb 1685 sein Werk: „Der Wehe schreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz nicht zu Grabe tragen, auch ihren Frauen in Kindesnöten niemand helfen wollen“. Was er in achtunddreißig Jahren erleben mußte, waren allerdings „Gräuel unter getauften Christen, daß der Himmel darüber erschwarzen möchte“. Einmal, nach einer langen, betrüblichen Geschichte, die der Tod eines „frommen“ Schinderknechts, eines wahren „weißen Raben“, nach sich zog, dessen Leiche die Husumer liegen ließen, bricht er aus: „Ach, ein Husumer würde zuverlässig lieber mit dem Teufel zu Abend speisen als mit dem Apostel St. Paulus, nachdem derselbe mit dem Scharfrichter zu Philippi zu Mittag gegessen.“

Wenn auch die Ehrlichen den Henker und alles, was mit ihm zusammenhing, wie Pest und Aussatz, mieden, so wußten sie ihn als naive Egoisten doch zu finden oder zu bemühen, wenn es ihrem Vieh oder gar ihnen selbst übel erging; denn von alters her „kurierte“ man in der Abdeckerei. Seit Meister Hämmerlein und der Henker mit sinnreichen Werkzeugen die armen Sünder „peinlich torquirten“, ihnen Gliedmaßen verrenkten oder brachen, um sie geständig zu machen, lag es in der Natur der Dinge, daß der Scharfrichter Wunden, die er schlug, auch wieder zu lindern, zu heilen suchte. Paracelsus, der „Lutherus medicorum“, spottete über die Ärzte seiner Zeit, denen Henker und Hundschlager in Kenntnis praktisch-anatomischer Erfahrung in man-

chem Stück weit über seien. Viele Stadtrechnungen des fünfzehnten und folgender Jahrhunderte enthalten Summen für Salben und Medikamente, die der Scharfrichter zur Pflege verbrauchte. Wenn auch die Ärzte gegen die Pfuscherei des Scharfrichters immer zu klagen wußten, gegen ihre Tätigkeit als Chirurgen und Wundärzte fanden sie nur wenig oder gar keine Unterstützung von seiten der Behörden. König Friedrich I. von Preußen ernannte den Berliner Scharfrichter Coblenz zu seinem Hof- und Leibmedikus, und Friedrich der Große verordnete: „Also sollen sich die Chirurgii nur alle recht geschickt machen und habilitiren, so werden die Kuren der Scharfrichter von selbsten und ohne Verbot aufhören."

Was die Menschen beim Henker suchten, waren Dinge, die auf dem Boden der „schwarzen Magie" gediehen, vor allem zauberkräftige Mittel. Ein Biedermann, der sich am Tag vor Meister Hämmerlein offen zu bekreuzen für gut fand, oder zur Abwehr etwaigen bösen Einflusses dreimal über die linke Hand spie, so er ihm von weitem begegnete, suchte in der Nacht Rat und Hilfe bei dem Verfemten und bezahlte es mit gutem Geld, daß er ihn „festmache" gegen allerlei Waffen, Hieb, Stich und Stoß, und nicht zuletzt wider Wasser und Feuer. Durch solches Zauberwerk war um 1611 der Scharfrichter zu Passau berühmt und reich geworden. Nach ihm nannte man die Kunst des „Festmachens" und „Gefrierens" schlechthin die „Passauer Kunst". Ein anderer verlangte vom Henker kräftige Waffensalben, einen guten „Kugelsegen" oder gar unbedingt sichere „Freikugeln", wie solche — allerdings nur drei Stücke des Tages — der Scharfrichter zu Pilsen 1618 zu gießen verstand. Mancher überwand

sein Grauen, gab insgeheim die Ehrlichkeit dran und ließ sich die Haut mit dem Richtschwert ritzen, um gegen Hieb wie Stoß und Schnitt wie Stich für immer gefeit zu sein. Einer suchte Splitterchen jenes Stäbchens als Amulett zu erwerben, das man dem armen Sünder vor seinem Hingang zerbrochen zu Füßen warf. Zu lichtscheuen Geschäften stand anderen der Wunsch nach einem Diebsdaumen, möglichst warm vom Galgen. Als mächtigstes Stück aber, das vom Henker zu gewinnen war, galt die Alraunwurzel, das „Galgenmännlein", das nach dem letzten Atemzuge der Gerichteten geheimnisvoll unter dem Galgen erwuchs, dessen Gewinnung mit gewaltigem nächtlichem Schreck und Schauder verbunden war. Im Jahre 1613 gestatten seine Herren dem Scharfrichter zu Eger, von einem Gehenkten das Fett abnehmen zu dürfen: „weil davon vielen Menschen hülff geschehen kann." Daß Blut eines Geköpften das „große Mittel" gegen die Fallsucht sei, glaubte man noch bis in die neueste Zeit. Auch darum mußte man zum Henker gehen. Noch im Juli 1812 stand zu Neustadt am Breuberg im hessischen Odenwalde ein Henkersknecht bereit, um jedesmal, wenn der Kopf eines Raubmörders fiel, von dem emporspringenden Blut ein Glasvoll aufzufangen und den Kranken zum Trunk zu reichen.

Den Meister Hämmerlein als bewußten Täuscher und Trüger anzusehen, geht für die nächsten Jahrhunderte nach dem fünfzehnten nicht an. Auch Ärzte waren voll des redlichen Glaubens von mannigfaltigsten Einflüssen der „Oberen auf die unteren Dinge", der Gestirne auf irdische Materien, daß sie bewußt zu Zaubermitteln — Alexipharmaca — rieten und griffen. Daß man Henker des Zauberns zieh und sie zum Tod darüber



Galgen und Rad.

Nach einer Zeichnung von Urs-Graf 1512.

brachte, geschah wohl auch; so gab man 1609 dem Henker zu Kamenz in der Lausitz schuld an einem großen Viehsterben, das ihn durch Abdeckergebühren bereicherte. Er bekannte auf der Folterbank und wurde auf dem Markt gerichtet. Der zu Görlitz hatte 1582 Streit mit einem reichen Bauer, der gegen ihn im Recht blieb. Der Henker zauberte ihm dafür aus Rache schwere Melancholie an den Hals, die ihn seinen Händen überlieferte; der Bauer mordete sich selbst, und sein Widersacher mußte ihn auf dem Galgenacker verscharren, wie dies für Selbstmörder herkömmlich war.

Daß die Richtschwerter durch allerlei Zeichen „meldeten", wenn ein todeswürdiges Verbrechen begangen wurde, war weit und lange verbreiteter Glaube. So klang das Richtschwert des bremischen Scharfrichters, Meister Adelarius, im Sommer 1539 achtzigmal, daß er vermeinte, es sei Glockenläuten; und nach einer Weile noch einmal, aber so schrill, „daß dem Adelarius zumute war, als bohre sich das Eisen in sein eigen Herz". Nicht lange danach mußte er achtzig Seeräuber enthaupten; der letzte Klang aber war auf ihn selbst gegangen; man richtete ihn als „Zauberer". Ebenso erging es dem Pilsener Scharfrichter, der die „Freikugeln" goß.

II.

Die immer wiederholten Bemühungen der Scharfrichter und ihrer Nachkommen gegen ihre Unehrlichkeit und gesellschaftliche Ächtung und Verfemung ziehen sich durch lange Jahrhunderte, bis es am 16. August 1731 zu einem Reichsgesetz kam, wonach die Unehrlichkeit mit allen rechtlichen Folgen bei den Nachkommen des „Schinders" bis zur zweiten Generation bestehen blieb, um von da ab ungültig zu sein; die ferneren

Nachkommen sollten zu allen und jeden ehrlichen Handwerken und Erwerbsarten zugelassen werden. Wenn aber bereits die erste Generation eine andere, ehrliche Profession ergriffen und darin dreißig Jahre lang mit den Ihrigen „continuiret" hatte, so soll auch die zweite Generation der gleichen Vergünstigung sich zu erfreuen haben. Solche Fälle mögen nicht leicht vorgekommen sein, da das Abdeckerkind auch nach dieser Verfügung noch rechtlich unehrlich war, also zu keinem ehrlichen Gewerbe zugelassen wurde, viel weniger aber dreißig Jahre darin verharren konnte, um dadurch seinem Kind den Ehrenstand zu verschaffen.

Durchgreifender gebot daher das kaiserliche Patent vom 23. April 1772, „die Kinder der Wasenmeister, welche die verwerfliche Arbeit ihres Vaters noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen", von den Handwerken nicht auszuschließen, mithin für ehrlich zu achten. Wohl waren nun vom Kaiser und Reich anerkannte Rechtsnormen ausgesprochen worden, aber es währte noch lange, bis sie auch ins Leben zu wirken begannen. Da es vor über anderthalb Jahrhunderten noch keine Staatsexamina gab, auch der medizinische Doktorhut kein ausschließliches Privilegium für den als freies Gewerbe geltenden ärztlichen Beruf erteilte, bot es manchem aus Acht und Enge strebenden Scharfrichtersohn die Möglichkeit, sich als Medicinae Practicus durchs Leben zu helfen. In der Tat soll es manchen rite promovierten Doktor der Medizin und Chirurgie gegeben haben, dessen Vater oder Großvater noch das Richtschwert geschwungen und sich auf die Operationen der scharfen Fragen der Tortur verstanden. Auf solche Weise konnte der Reichsbeschluß von 1731 der zweiten Generation die Wohltat völliger Ehrlichkeit zuwege bringen.

In früheren Zeiten konnte der Scharfrichter, in dessen Person sich der höchste Grad aller Unehrlichkeit vereinigte, der von Rechts wegen und kraft angeborener Natur unehrlich war, nur durch einen Akt desjenigen ehrlich gemacht werden, in dessen Person sich der höchste Grad der Ehrlichkeit mit der höchsten Stufe irdischer Machtvollkommenheit vereinigte, nämlich durch den Kaiser, von dem ursprünglich alle Standeserhöhungen ausgingen.

Unter den auf Fürwort des Nürnberger Rates vom Kaiser ehrlich gesprochenen Scharfrichtern ist Meister Franz Schmidt zu nennen. Er arbeitete bei seinem Vater in Bamberg seit 1573 als Adjunkt und wurde 1578 nach Nürnberg gerufen, wo er in vierundvierzig Jahren 361 Menschen mit Schwert, Strang, Rad, Wasser und Feuer vom Leben zum Tod brachte und 345 Verbrecher am Leibe strafte mit Ruteinstreichen, Brandmarken, Ohrenabschneiden und Fingerabschlagen. Franz Schmidt hinterließ ein Tagebuch „über all sein Richten“, seit er selbständige Arbeit tun durfte. „Angefangen zu Bamberg für meinem Vattern, Anno 1573“ steht auf der ersten Seite dieses Blutregisters, das 1801 in Nürnberg gedruckt erschien.

Aus den Aufzeichnungen „Meister Franzens“ spricht ebenso viel würdiger beruflicher Ernst wie verstehende und teilnehmende Menschlichkeit. Mit Recht hat man vermutet, daß sein Klarsinn wie seine Redlichkeit dazu beigetragen haben, daß in Nürnberg, der einzigen Stadt Deutschlands außer Frankfurt, kein Hexentreiben aufzukommen vermochte, ein Wahn, der sonst allerorts von denen gefördert wurde, die ihre Rechnung dabei fanden. Nach der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. sollten Kindsmörderinnen lebendig begraben

oder gepfählt und nur, wo die „Bequemlichkeit des Wassers dazu vorhanden ist", ertränkt werden. Franz Schmidt setzte es beim Rate im Jahre 1580 durch, daß die Ärmsten fortan enthauptet wurden. Am 26. Januar 1580 konnte er nach einer dreifachen Hinrichtung von Kindsmörderinnen in sein Tagebuch schreiben, daß zuvor „niemals kein Weibsbild zu Nürnberg mit dem Schwert gerichtet worden, welches ich und die zween Priester, Herr Linhardt Krieg und Herr Ucharius zu wegen gebracht".

Der sittliche Ernst, der Meister Franz für seinen Beruf erfüllte, ließ ihm wohl das starke Gefühl erwachsen, daß er keinen übeln Dienst tue, daß seine Wirksamkeit notwendig sei, zum Wohl und Frieden einer großen Gemeinschaft. Wie er in außergewöhnlichen Fällen seine Teilnahme nicht versagt und verhehlt, so findet er stille, aber entschieden abwehrende Worte für die Gewalttaten und das rohe Betragen einzelner. Befriedigt merkt er an, wenn einer „gar christlichen Abschied genommen". Aber auch die üblen Schelme vergißt er nicht, die es anders hielten. Da war Hans Drentz von Pottenhofen, den er zu hängen hatte: „Der lang nicht beten, nichts von Gott sagen und hören, aber den Nahmen Christi bekennen wollen, was man ihm von Gott gefraget, allweg gesagt er wisse es nicht, könne es nicht sagen oder nachbeten. ... Ist ihm das Nachtmahl nicht gereicht worden, und ist also in seinen Sünden gestorben, und ist bei dem Galgen niedergefallen, als wann ihn die Böse Krankheit würgete. Ein Gottloser Mensch." Aber auch für den Galgenhumor war ihm der Sinn offen. Zwei Diebe, die er zu hängen hatte, „seind im hinausführen frech und mutwillig gewesen, haben gejauchzet und den Galgen

einen Eichenen Kerschbaum geheißen". Ein Dieb und Falschspieler „erzeigte im hinausführen allerley Hochmuths, doch bei dem Galgen hat er zwei Lieder gesungen: ‚Wann mein Stündlein vorhanden ist' und ‚Was mein Gott will, das gescheh allzeit'". Im Jahre 1616 richtete er einen „verwegenen tropff" mit dem Schwert; der „wolte gern sterben, man solt ihm nur zuvor vergünnen, das er sich mit vier Schützen (Stadtsoldaten) solte hauen und balgen; war aber vergebliche bitt". Ein anderer Einbrecher und Dieb wollte erst noch wallfahrten gehen zu seinem Beichtvater; danach wolle er sich wieder einstellen. „Hat viel seltzamer Red und Sachen trieben im hinausführen; auch wol gesagt, wan man ihn henke, so woll er flugs in Sak greifen, ein Messer ausziehen, so er da verborgen hab, sich wieder abschneiden und davon lauffen. Ist aber nicht geschehen."

Merkwürdig für die Zeit mutet es an, daß im März 1604 ein „Planetenleser und Handseher, der die Leuth damit betrogen", mit Ruten gestrichen ward, denn damals standen die Astrologie, die Wahrsagung aus den Gestirnen, und auch die Kunst, aus den Handlinien das Geschick zu offenbaren, noch in gutem Ansehen. Ein Jahr später verfällt eine Wahrsagerin und Schatzgräberin der gleichen Strafe.

Die letzte Hinrichtung des Meister Franz fiel auf den 13. November 1617. Es galt, einen Münzfälscher und Geldbeschneider, der „auch mit Zauberey wol wußte umzugehen", lebendig zu verbrennen. Am heiligen Pfingsttag war der Verbrecher in den Stadtgraben gefallen und kam so dem Gericht in die Hände. Dazu schrieb Schmidt als letzten Satz in sein Buch: „Wär besser er hette sich zu tot gefallen, aber nach dem Sprich-

wort ist es gangen, was an Galgen gehört, ertrinkt in keinen Wasser; dieser ist der letzte gewest, den ich, Meister Frantz, gerichtet hab."

Franz Schmidt starb 1634 und wurde, nachdem durch kaiserliche Gnade die Unehre von ihm genommen war, als ehrlicher Mann zu Grabe getragen.

III.

Das mephistophelische Wort, wonach die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf den Teufel sich erstreckt, kann auch auf den Scharfrichter angewendet werden, wenn sich auch an ihm diese Wahrheit eher erfüllte als an den in Wirklichkeit unfreien Menschen neben ihm; unfrei im Sinne von Geistlosigkeit, Herzensarmut und rückständiger Befangenheit.

Das Reichsgesetz, das die rechtliche Unehrlichkeit für Nachkommen des Scharfrichters nur noch bis zur zweiten Geschlechterfolge bestehen ließ, war 1731 erschienen. Am 23. April 1772 aber gebot ein neuer kaiserlicher Erlaß, keinen der Henkersnachkommen, der die Arbeit des Vaters weder getrieben hatte, noch erlernen wollte, von einem ehrlichen Beruf fernzuhalten. Um diese Zeit, am 3. Januar 1761, wurde zu Brüx in Böhmen dem dortigen Scharfrichter Paul Huß ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Karl Anton Franz erhielt. Vielleicht wäre auch für ihn der alte Henkersvorname Ismael, des Sohnes der von Abraham im Mutterleibe schon verstoßenen Hagar, der richtige gewesen, denn an ihm erfüllte sich das alte Geschick des ausgestoßenen „Unehrlichen", trotz Kaiser und Reich. Die Eltern schon wollten den Knaben nicht an allen Vorurteilen eines verfemten Standes leiden sehen und mühten sich, ihm eine gute Schulbildung zu geben. Zwei Jahre vor dem

Erlaß von 1772 gaben sie den Neunjährigen in das Brüxer Piaristengymnasium; der Mutter Herzenswunsch war, ihren Sohn im geistlichen Amt zu sehen. Im Jahre des kaiserlichen Erlasses entfloh der elfjährige Knabe nach zweijährigen Mißhandlungen der Schulbank; Boten, die nach ihm in der Gegend fahndeten, trafen den Entlaufenen bei Laun und brachten ihn ins väterliche, verachtete und verrufene Haus zurück. Die Schilderung der grausamen Behandlung in der Schule und aller Verachtung, die ihm als Scharfrichtersprossen dort widerfahren waren, überzeugten den Vater und ließen ihn diese Quälerei an dem Kinde nicht mehr wiederholen. Fortan blieb der Knabe beim Vater, erhielt Hausunterricht und wurde in Garten- und Feldarbeit unterwiesen. Da ihn — trotz Gesetz und Recht — kein Handwerk in die Lehre nahm, blieb auch ihm nichts übrig, als dem Stand des Vaters zu folgen. Vier Jahre lehrte man ihn das Handwerk und teilte ihm die alten Mittel, um kranke Menschen und Tiere zu behandeln, mit. Schon mit fünfzehn Jahren vollbrachte er sein Gehilfenstück; unter Beihilfe des Vaters richtete er einen Kirchenräuber. Im November 1778 und im Frühjahr 1779 richtete er zu Teplitz zwei Soldaten. Um diese Zeit war seine Mutter gestorben, und drei Monate später heiratete der Vater wieder. Darüber ging Karl Huß aus dem Hause, nach Eger, wo seines Vaters Bruder als Scharfrichter saß. Im Jahre 1781 übernahm der junge Mann die Stelle seines Ohms in Eger und zog mit seiner Schwester als Haushälterin und einer Barschaft von sechs Gulden in das alte Haus beim Mühltor. Das Gehalt war gering, und so mußte er zusehen, sein Glück mit Kuren zu versuchen. Er heilte eine schwer erkrankte Egerer Bürgerstochter, Sophie Eberl. Sie



Karl Huß.
Nach dem Ölgemälde im Schloß Königswart.

liebte den schönen jungen Mann und traf ihn heimlich, was nicht verborgen blieb. Man verbot ihm das Haus, drohte mit Vorwürfen und Klagen, die ganze Verwandtschaft fühlte sich beschimpft und verunehrt. Die großjährige Sophie aber blieb hartnäckig und ließ sich ihm 1782 antrauen. Im sechsten Jahr der Ehe erhielt

Huß seine Entlassung, da Kaiser Joseph II. die Todesstrafe aufhob. Nach neun Monaten aber kam er ins Amt zurück, weil durch kaiserlichen Befehl die öffentlich zu vollziehende Strafe der Brandmarkung dem Scharfrichter zu übertragen war. Um diese Zeit klagten die Ärzte und Apotheker mit gutem Ausgang für ihren Teil gegen ihn als Kurpfuscher, doch ohne Einfluß auf die bürgerlichen Kreise, die sich an den gewandten, klugen Mann von da ab, als die Todesstrafe abgeschafft war, ohne Scheu als Helfer wendeten. Der Jesuit und Gymnasialprofessor Grassald lehrte ihn alte Sprachen, und um diese Zeit erwachte sein nie mehr erlahmender Sammeltrieb. Eine bedeutende Münzsammlung entstand bald, aber auch eine beachtenswerte Sammlung von Mineralien. Zuletzt erstreckte sich seine Tätigkeit auf die Sammlung aller irgendwie beweglichen Altertümer mit solchem Beharren und Glück, so daß sich das Scharfrichterhaus in ein Museum verwandelte. Im Jahre 1797 begann er, an einer umfänglichen Chronik der Stadt Eger zu schreiben. Öffentliche Blätter erwähnten ihn ehrenvoll, Gelehrte von Fach verkehrten schriftlich und persönlich mit ihm; er erhielt Besuche von Prinzen, Fürsten und bedeutenden Kurgästen aus Franzensbad, Marienbad und Karlsbad.

Goethe besuchte ihn seit dem Jahre 1806 wiederholt, und trug manchen Gewinn für seine mineralogischen Studien davon, tauschte mit ihm und verehrte „dem derben unermüdlichen Sammler" manches Erfreuliche. Die Münzsammlung des Huß förderte und bestimmte nach seinen eigenen Worten Goethes Gedanken für das Weimarische Kabinett.

Gustav Freytag, der Dichter der „Ahnen", schrieb 1853: „Gemeinsame Freude an den Gebilden der Kunst

und Natur war es, was den größten Dichter der deutschen Nation, Goethe, mit dem Nachrichter von Eger in ein gemütliches Verhältnis brachte und ein leichtes Band wob zwischen dem Gönner der Gelehrten, dem Lieblinge der Unsterblichen und dem armen, abenteuerlichen Autodidakten, den alte Münzen und Steine dafür trösten mußten, daß ihn die Menschen in seiner Umgebung nicht als ihresgleichen achteten."

Dem merkwürdigen Manne, der wie kaum einer durch langjährigen Verkehr das Volk, seine Sitten und Bräuche kannte, verdankt man eine leidenschaftliche, angriffslustige Anklageschrift gegen den Aberglauben, die er im Jahre 1823 verfaßte. Er wettert über Betrüger und Landstreicher, die den Leuten Armensünderstricke und Fetzen brächten, Gebeine und Nägel mit der Versicherung, daß solches Zeug vom Scharfrichter gekauft sei. Er spricht mit fühlbarer Bitternis über die Mär, wonach der Scharfrichter vor jeder Hinrichtung ein Getränk einnähme, um eine gewisse Begierde und Grausamkeit in sich aufzustacheln. Wie oft sei er von „ansehnlichen großen Geistern" gefragt worden, ob er sich denn auch solchen Trank bereite. Seine Antwort war immer: „Nein, ich erfülle nur meine Pflicht." Noch seichter aber sei der Glaube, daß im Falle einer Begnadigung der Scharfrichter eine schwarze Henne zerreiße, nur um Blut zu sehen und seine Grausamkeit zu befriedigen.

An einer Stelle sagt er: „Möchte doch der große Geist der Wahrheit geben, daß Menschen aus allen Ständen billiger und edler denken lernen, und besonders gegen Unschuldige liebevoller sein möchten, sich nicht von Aberglauben und Vorurteil hinreißen, sondern mit Schonung und Vernunft alle Menschen ohne Ausnahme

behandeln.“ In einem seiner Gedichte stehen die Zeilen:

„Wenn die Menschen mich auch plagen und verfolgen ohne Schuld,
Will ich Gott, dem Treuen, klagen und er gibt mir die Geduld.“

Andere Verse lauten:

„Nie hass' ich die Menschen, wir alle sind Brüder,
Ich liebe die Edlen, die fromm sind und bieder.
Den Toren beklag' ich, verhöhnt er mich gleich.
Und willig, ihr Bösen, vergeb' ich auch euch.“

Über der stetigen Sorge für seine naturwissenschaftlichen und historischen Sammlungen war Karl Huß siebenundsechzig geworden und bangte für den in einem langen Leben zusammengebrachten wertvollen Besitz — dessen Metallwert allein an Münzen in Silber und Gold 12 000 Gulden betrug — er fürchtete seine Zerstreuung. Gegen eine mäßige Leibrente trug er sie den Stadtverordneten Egers an; trotzdem Rat Grüner die von Goethe wertgeschätzte Sammlung empfahl, lehnte man ab. Da wendete sich Rat Grüner an den Staatskanzler Fürsten Metternich. Grüners Bedenken, ob der Fürst mit einem noch beamteten Scharfrichter verhandeln wolle, führte zu den Worten: „Das tut nichts zur Sache. Huß ist ein allgemein geachteter, in so äußerst seltener Art wissenschaftlich gebildeter Mann; doch tun Sie, was Ihnen gut dünkt.“ Fürst Metternich bot dem alternden, für seine Schätze besorgten Manne eine Leibrente von 300 Gulden und lebenslängliche Wohnung und Stellung als Kustos im Schloß Königswart bei Marienbad. Zehn Jahre lebte Huß als Ordner und Bewacher all der schönen und bedeutungsvollen

Dinge, die er noch aus fürstlichen Mitteln ergänzen durfte, beliebt und hochgeschätzt bei seinem Fürsten, wegen seiner glücklichen Kuren noch immer gesucht und mit seinem selbstgeschaffenen Geschick zufrieden. Er starb am 19. Dezember 1838 und liegt auf dem alten Friedhof der Stadt Königswart ehrlich begraben.



Der Heizer vom „Ätna"

Erzählung von R. E. P.

Was die Schweiz wäre ohne ihre Berge? Närrische Frage! — Was wäre sie ohne ihre Seen? Ohne diese köstlichen Spiegel, die alle Wunder der Erde verschönernd wiedermalen, die dem Himmel über ihnen einen zweiten, tieferen entgegenwölben!? — Was das Auge im Antlitz des Menschen, das ist das Wasser in der Landschaft: die Pforte der Seele, der ewig bewegliche, ewig zuckende Nerv, der Quell und Brunnen alles Lebens. Wie der Geist des Menschen uns anspricht aus diesem feuchten Blau des Auges, aus diesem schwimmenden Glanz der Blicke, so auch richtet aus der feuchten Bläue des Wassers, aus dem flüssigen Kristall der Wogen der Geist der Natur, der Genius der Landschaft gleichsam sein Auge auf uns und spricht uns an mit verständigen, beseelten Blicken.

An einem dieser Seen, im Sommer des Jahres 18**, konnte man am Ufer jeden Morgen und Abend, so oft eine gewisse Glocke über das Wasser klang, eine seltsame Lebendigkeit gewahr werden. Ich rede nicht von den vornehmen Fahrzeugen, den schwerbepackten Reisewagen, welche, sobald die Glocke hörbar ward, mit verdoppelter Eile talabwärts, dem See entgegenrasselten: das ist ein Anblick, wie er auf jeder lebhaften Landstraße alle Tage zu sehen ist, geschweige denn in der Schweiz, dieser allgemeinen Heerstraße aller Nationen.

Nein: aber auch aus Flecken und Weilern, aus Häusern und Hütten kam eine neugierige Menge gelaufen, barfuß, in Lumpen, und alle starrten mit offenen Augen hinunter auf den See. Wo zwei Leute im Felde arbeiteten und die Glocke sich dem Ufer nähern hörten, riefen sie sich an und ruhten einen Augenblick aus,

auf den Spaten gestützt. Wo sie zu weit voneinander waren, um sich mit der Stimme zu erreichen, winkten sie einander und deuteten mit Gebärden der Neugier, des Staunens, der Erregung abwärts, von woher die Glocke klang. Wenn sie verstummt war, schauten sie noch immer nach dem See, machten einander Zeichen und kehrten brummend, kopfschüttelnd zur verlassenen Arbeit zurück. —

Um die Neugier nicht unnötig zu spannen: es war eine ganz alltägliche Glocke, ein Geläute, wie ihr es ohne Zweifel unzählige Male vernommen habt, ohne dabei Besonderes zu denken oder zu fühlen, es sei denn ganz allgemein, wie herrlich weit der Mensch es gebracht und wie das Reisen doch alle Tage so viel bequemer und billiger werde, mit einem Worte: die Glocke des Dampfschiffs, das seit einigen Tagen diesen See befuhr, zum großen Ergötzen der Fremden, die nicht genug zu rühmen wußten, wie trefflich diese neue Erfindung sei, und wie bequem sich jetzt aus dem Speiseraum des Dampfschiffes zu einem Glase Portwein die malerische Schönheit dieser Ufer betrachten lasse.

Für diese zum größten Ergötzen; für die anderen, für das „gemeine Volk", die Leute vom Lande dagegen, zu noch viel größerem Entsetzen. Ein Schiff ohne Ruder und Segel, ein Schiff auf Rädern, das vorwärts und rückwärts fuhr, rechts und links, wie ein Pfeil, getrieben von unsichtbarer Gewalt, mit einem Schornstein, ordentlich wie ein Haus, der Rauch und Flammen spie. Aber das konnte ja unmöglich mit rechten Dingen zugehen! Es war ja gar nicht denkbar ohne Hexerei und Teufelswerk!

„Ätna" hieß das Schiff: ein guter, trefflicher Name! Denn war es nicht selbst gleich einem schwimmenden

Vulkan? Wenn die Räder sich bewegten, gleich riesenhaften Händen in die Flut griffen, der Schlot zitterte und schwere Rauchsäulen aus dem Innern qualmten, ein Knarren und Dröhnen, Ringen und Kämpfen, Schlagen und Stoßen anhub, daß die Wasser schäumten und die eisernen Rippen des Schiffes zitterten und ein Schrei, ein gellender, kreischender Laut aus dem Bauch des Ungetüms schrillte und gleich darauf dicker, schwärzlicher Dampf in wälzenden Massen aufwallte, wer, dem dies alles zum ersten Male vor Augen kam, sollte da nicht glauben, daß da ein Riese gefesselt läge, der vergebens in seine Ketten knirscht.

Und das war auch so das Gefühl des „gemeinen Mannes", nur daß er es nicht mythologisch ausdrücken konnte. Auch ging ein Meinungsstreit darüber, ob es der Teufel schlechthin oder irgend ein besonderer böser Geist oder dergleichen wäre, was in dem Fahrzeug steckte. Der Pfarrer schien der letzteren Ansicht zuzuneigen; er sprach hin und wieder ähnliches, und eines Sonntags predigte er sogar von der Kanzel, derselbe Geist, der in dem Dampfschiff stecke, sei es, der auch als Geist der Neuerung und Aufklärung die Welt durchziehe und selbst die friedlichen Täler der Schweiz nicht unverschont lasse, ein verruchter, höllischer Geist des Verderbens und des Untergangs, vor dem jeder brave Christ, und jeder „fromme Schwitzer" zumal, sich mehr fürchten müsse als vor dem Leibhaftigen in Person. Die armen Leute verstanden das zwar nicht ganz; der Schulmeister aber erklärte es ihnen: Geist oder nicht, es sei allemal dasselbe, nämlich der Teufel, der ihre Seelen haben wolle; kurz und gut, wer mit dem Satansding, dem Dampfschiff, fahre, der käme rettungslos geradeswegs in die Hölle.

Doch war dies alles nicht genug, die Neugier an dem rätselhaften Schiff zu schwächen, im Gegenteil, sie vermehrte sie nur noch. Sobald das Dampfschiff sich näherte, drängte sich auf Wegen und Stegen das Volk zusammen, machte lange Hälse und sah dem Wunder mit neugierig bangen Blicken nach.

Am lebhaftesten war dies Treiben abends in dem Flecken, wo das Schiff anlegte. Sowie die Glocke sich hören ließ, ging ein Lauffeuer durch die Gassen, und groß und klein und alt und jung drängte sich in der Feierabendkühle neugierig am Ufer. Bis dahin lag das Städtchen so ziemlich außerhalb der Welt. Die große Straße ging jenseits des Sees, ohne es zu berühren; jene Flut von Reisenden, die sich alljährlich über die Schweiz ergießt, ihr zum Dank ihr Gold, aber auch ihre Bedürfnisse, ihre Verweichlichung, ihre Laster zurücklassend, war bisher unbemerkt an ihm vorübergerauscht: es war so arm wie unbekannt geblieben. Jetzt wurde das anders. Allabendlich, wenn das Dampfschiff landete, gab es ein Gedränge! Da wurden Pferde aus- und eingeschifft, Wagen ans Land geschoben, Koffer und Kasten getragen, es gab ein gewaltiges Schreien, Drängen, Stoßen; hier rief einer und dort, jeder in einer anderen Sprache. Schleier wehten, Mäntel flatterten, köstliche Stoffe glänzten.

Da fühlte mancher von denen, die herumstanden, armes Gesindel in Lumpen und Fetzen, das Herz rascher klopfen. Sie wußten es selbst nicht recht weshalb: vor Erwartung, Furcht oder Neugier vor diesen stolzen, herrischen Gesichtern, die dem Schiff entstiegen, vor dem Rauschen seidener Gewänder, dem Wehen der Schleier, dem Stampfen der Rosse, dem Wagengeroll, das wenige Minuten später verflogen war, gleich einem

bunten Traum. Da standen sie wieder in der öden Nacht, Bettler bei Bettlern, und das Schiff lag still auf dem Wasser, und nur der Nachtwind spielte mit den losen Tauen. — Dann schlichen sie in ihre Hütten, so leis, so heimlich, als hätten sie irgend ein Unrecht getan, und erzählten einander von den Herrlichkeiten, die sie gesehen, und dem spukhaften Schiff, das die Fremden über den See bringe, ganz von selbst, aus allen Ecken der Welt, selbst von daher, wo es gar keine Berge geben sollte, wo das Land platt wäre wie ein Kirmesfladen und auch so fett. Von dem fetten Kirmesfladen kamen sie dann regelmäßig auf den Franzosen, der das neue große Schloß — es war indes nur ein Gasthof — am Ufer gebaut, wo die fremden Herrschaften Einkehr nahmen. Da hatte einer ins Fenster geguckt, der erzählte, wie das innen glitzere und glänze, und ein anderer konnte nicht Wunder genug beschreiben von dem Herrn mit dem roten Rock und den goldenen Epauletten, der abends an der Tür stände — er meinte den Pförtner — und der gewiß nichts Geringeres sei als ein fremdländischer Prinz. Und darüber wurden sie noch einmal ganz munter und setzten sich aufrecht und fuchtelten eifrig mit den Händen. Es sei doch ein rechter Jammer, daß sie so arme Teufel wären, wenn sie nur Geld hätten, sie wollten es den Leuten wohl zeigen und frisches Fleisch wollten sie essen, alle Woche zweimal. Unter solchen Bildern schliefen sie endlich ein, träumten von Kirmesfladen und roten Röcken und wühlten in ganzen Haufen Gold, bis der Morgen kam und der erste Hahnenschrei sie wieder hinaustrieb in den Stall, aufs Feld, zum Taglohn. Manche hatten auch gar nichts zu tun, die hätten können liegen bleiben und schlafen, sie hätten nichts versäumt, nicht einmal das Frühstück.

Zwei aber schliefen nicht: die wandelten noch lange, wenn schon alle anderen daheim waren, das Ufer entlang. Arm in Arm gingen sie und hörten die Wellen plätschern, sahen die Sterne funkeln, zweifach, über und unter sich, und wenn sie einander ins Auge schauten, war es, als ob sie die Sterne gar zum drittenmal sähen, sich spiegelnd, einer im anderen, in unendlicher Wiederholung, der Seppi mit dem Mareieli.

Wer der Seppi war? Je nun, weil da eben die Rede gewesen von Wellen und Sternen und von einem Liebespaar, das nachts am Ufer wandelt, da sollt' ich es wohl lieber nicht sagen oder wenigstens nicht so grad heraus. Man wird mich auslachen; ein bloßer Knecht, ein Taglöhner, und ein armes Dirndl, das um Lohn dient, es ist unanständig und ein unziemlicher Übergriff in die Vorrechte höherer Klassen, wenn die im Mondschein gehen wollen. Arme Leute, wenn sie des Tags gearbeitet haben, sollen nachts schlafen, sonst sind sie morgens faul und versäumen die Arbeit? Wer sich nicht gutwillig fügen will, sollte es dem die Polizei nicht verbieten?

Wenn eine ordentliche Polizei im Ort gewesen wäre, ganz gewiß. Aber ich sagte es ja, es war ein ganz verlorener Flecken, es gab da noch keine Taschendiebe — ausgenommen, wenn welche durchreisten, und die fuhren alle gleich mit Extrapost weiter — und ebensowenig gab es Spione. Man konnte da noch spazieren gehen, allein und zu zweien, bei Tag und Nacht, am Ufer und auf den Bergen, es kümmerte sich kein Mensch darum.

Auch um den Seppi und das Mareieli kümmerte sich niemand. Es wäre ihnen wohl lieb gewesen, wenn einer gekommen wäre und gesagt hätte: „Was wollt ihr da in der Nacht spazieren laufen am See? Ihr

müßt ja müde sein alle beide. Du, Mareieli, hast am Waschtrog gestanden, von Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht, und der Seppi hat Steine gefahren aus dem Bruch, den geschlagenen Tag über: kommt herein, ruht euch aus. Hier ist ein Häuschen, geniert euch nicht! Tretet ein! Es ist euer.“

Allein da lag es: sie hatten beide nicht, wo sie bleiben konnten. Von all der schönen Gotteserde war auch nicht das allerkleinste Fleckchen, das ihnen war; selbst der Stall, wo sie schliefen, die Decke, in die sie sich wickelten, gehörten ihren Brotherrn. Seppi war Knecht beim Großbauern, draußen am See, das Mareieli aber diente in der Stadt bei der Schulzenwitfrau. Das war eine reiche Frau, nicht bloß reich, sondern auch fromm. Sie hielt ihren Hof wie ein Kloster, und wenn ein Mädel einen Liebsten hatte, und wenn es ihr Verlobter war, und in acht Tagen die Heirat sein sollte, auf den Hof durfte keiner kommen. „Denn warum?“ sagte die Schulzenwitfrau, „das gemeine Volk neigt gar sehr zur Liederlichkeit, man muß es kurz halten. Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß; auf meinem Hof aber bin ich verantwortlich. Lieber mögen die Mädel zur Nacht auslaufen; wenn sie die Kerle ins Haus ziehen, gibt das nur Dieberei, und wenn einer das nicht gefällt, die kann ja wegziehen.“

Und so kamen sie einander entgegen, des Abends, wo das Dampfschiff landete. Die Glocke, die über den See klang, die Nähe des Schiffes zu verkünden, war für sie zugleich die Feierglocke, die sie einlud zum Gottesdienst der Herzen. Wenn die Nacht dämmerte, begann ihr Tag.

Da standen sie dann, mitten im Gewühl, hatten einander bei der Hand gefaßt wie die Kinder, und

Kinderaugen, große, neugierige, verwunderte Augen, waren es auch, mit denen sie das Geräusch und den Lärm und die fremden Gestalten um sich her betrachteten. Sie waren fromm, alle beide, und jedes Wort, das der Herr Pfarrer sagte, daran glaubten sie. Daß aber das Dampfschiff ein Werk des Teufels sei und die damit führen alle des Teufels Kinder, die in der Hölle ewiglich brennen müßten, das glaubten sie nicht; darum nicht, weil sie so viel fröhliche Menschen aus dem Schiffe steigen sahen, junge Damen und Herren, die einander am Arm führten und liebäugelten.

Ei ja! das mußte wohl eine Lust sein, so Arm in Arm mit der Liebsten durch die Welt zu fahren, über Seen und Berge, zu Schiff und zu Roß, immer fort, immer weiter, und keine Sorgen und nichts zu schaffen, als bloß immer vergnügt zu sein und die liebe Gotteswelt in sich aufzunehmen mit offenen Augen und frischen Herzen ... Um den Preis, meinte Mareieli, wolle sie es schon wagen mit dem Dampfschiff, es werde nicht gleich ans Leben gehen; was Liebesleute mitsammen täten, das könne nichts Böses sein, und wenn halt nur ihr Seppi dabei wäre — allen Respekt vor dem Herrn Pfarrer: aber mit dem Seppi wolle sie fahren, wie weit es sei, bis an der Welt Ende — und obendrein mit dem Dampfschiff.

Lange noch, wenn die anderen alle schon längst zur Ruhe waren, wandelten sie in der linden Nacht und bauten Luftschlösser und schöne, goldene Träume, bis die Mitternacht kam und sie voneinander scheuchte. Denn sie mußten wach sein, alle Tage, früh mit der Sonne.

Aber der Seppi hatte so sein Plänchen.

Und eines Tags kommt er auf den Hof, wo Ma-

reieli dient, ganz stracks, als müsse es so sein. Die Witfrau zog ein böses Gesicht und wollte belfern, wie sie ihn aber genauer ansah, mußte sie lachen. Und darüber vergaß sie ihren Ärger und rief selber das Mareieli: es sei wohl ihr Schatz da, sie möchte ihn sich einmal ansehen, unter dem Torweg, für diesmal. Und damit ging sie hinein.

Wie aber das Mareieli kam und den Seppi sah, da lachte sie nicht; sie wurde ganz blaß und faßte ihn bei der Hand, ob er es auch wäre. Sein Gesicht und die Hände waren verrußt, er sah aus wie ein Mohr oder ein Kohlenbrenner.

Und etwas der Art war es denn auch. Es sei ihm lang durch den Kopf gegangen, sagte er, daß sie beide so arm seien und gar niemand auf der weiten Welt hätten.

Ei doch, meinte das Mareieli, seine Mutter. Er hatte nämlich noch eine alte siebzigjährige Mutter am Leben, die hatte der Seppi zu einem Häusler getan, dem er von seinem kargen Lohn gab, daß sie mit ihm in der Stube wohnen durfte.

„Ah wohl," sagte der Seppi, „ein Gotts lieb's Mutterle!" Und dabei lachte er übers ganze Gesicht, da das Mareieli so gut von ihr sprach. Allein das sei nun doch nicht so, fuhr er fort: er habe gemeint, wie sie gar so arm seien und niemand hätten, der sich ihrer annähme und ihnen ein bißchen zur Hilfe wäre. Sein Lohn sei auch schmal, und wenn er zehn Jahre gespart hätte, dann wäre es auch noch nichts. Das könne so nicht fort gehen; sie würden alt und grau darüber, alle beide, und kämen nie zu was eignem. Darum habe er sich kurz entschlossen und sie möchte ihn nur mal genau ansehen, da würde sie es schon merken; bei dem Knechtsleben käme nichts heraus, wer was

gewinnen wolle, müsse auch wagen. Kurz, er sei auf dem Dampfschiff in Dienst getreten.

Das Mädchen war nicht furchtsam, aber nun fiel sie doch heimlicher Schreck an.

Der Seppi ließ sie gar nicht zu Worte kommen, so voll Freude war er. Ein wahres Herrenleben sei es auf dem Schiff. Das sei was andres, als immer draußen liegen beim Vieh, Tag und Nacht, und sich herumstoßen lassen als Knecht, von einem Taglohn zum anderen, Zeit seines Lebens, und niemals etwas Gescheites werden. Hier habe er nichts zu tun den ganzen Tag, als bloß vor dem Ofen sitzen und ein bißchen acht geben aufs Feuer. Kohlen tragen müsse er auch, das mache ein bißchen schwarz, es sei richtig; aber du mein Himmel, für was müsse doch auch was sein. — „Und denke nur, Mareieli, ich kriege dreimal so viel wie als Knecht, und Trinkgelder, sagte der Maschinenmeister, gibt's auch, bei jeder Fahrt, jetzt noch nicht, aber später, wenn ich einmal Maschinenmeister bin." So schwatzte er in der Freude seines Herzens fort und rechnete auf Batzen und Heller aus, was er die Woche über verdiene. So viel für sein Mutterle, so viel fürs Mareieli. Das Viertelchen Wein im Wirtshaus und den Kreuzer für die Musik am Sonntag beim Tanz, den spare er jetzt auch, weil er nicht vom Schiff dürfe, keinen Tag der Woche, und da wär' es mit dem Tanzen halt nichts mehr.

Damit war das Mareieli nicht einverstanden; wenn sie Sonntags nicht mehr tanzen könne, so wolle sie gar nicht mehr leben. Wenn sie sich nur erst was Feines gespart hätten, meinte der Seppi, und hätten das Aufgebot bezahlt beim Herrn Pfarrer, da wollten sie auch tanzen, auf ihrer Hochzeit. Weil sich das Mareieli noch immer nicht geben wollte und klagte und weinte, was

das für ein häßliches Leben wäre, und wenn er so schwarz aussähe, da könne sie ihn gar nicht leiden, topp, da setzte der Seppi auch seinen Kopf auf, ward unwirsch und schwur, das hätte er sich wohl gedacht, das Mareieli habe im Grunde ganz recht, aber es wär' nur nicht hübsch, daß sie es ihm so sagte. Was denn solch ein armer Kerl wie er anfangen solle? Froh müsse er sein, sichere Arbeit zu haben. Wer auf dem Land nichts hätte, der müsse halt aufs Wasser gehen; es hätte ihm schon geträumt, er ständ' am Wasser und hole einen Totenkopf heraus, das bedeute Geld.

Und da hatte dem Mareieli gleichfalls etwas geträumt, das mußte sie ihm auch erzählen. Und so, wie ein Wort das andere gab und ein Kuß den anderen, wurden sie wieder gut zusammen. Und das Mareieli lobte ihn und sagte, er wäre ein braver Kerl, das hätte kein anderer für sie getan! Und sie wollte auch fleißig nach seinem Mutterle sehen, daß es ihm gut ginge, und abends, wenn das Dampfschiff käme mit dem Seppi, da wolle sie gewiß nie fehlen.

Der Seppi ging aufs Dampfschiff und wurde Heizer. Es kam so, wie er gesagt hatte, er hantierte den ganzen Tag vor dem Ofen und gab acht aufs Feuer; die reine Kinderarbeit. Es war fast Sünd' und Schande, daß ein erwachsener Mann sich dafür bezahlen ließ.

Aber sie wurde dem Seppi schwer, schwerer, als er gedacht, schwerer sogar, als er sich gestehen mochte. Von Kindesbeinen an lebte er beinahe ununterbrochen in Gottes freier Luft, in Frost und Hitze, in Regen und Schnee. Aber es war doch immer Gottes freie Luft gewesen. Wenn ihm in der Sommermittagshitze, beim Heuen, der Schweiß stromweise von der Stirn floß, so war es doch immer Gottes Sonne, die ihn

brannte, er wußte doch immer, daß ein Abendlüftchen bereit war, seine glühende Stirn zu kühlen, er hatte immer Gefährten, Bursche und Mägde, die den Erntetag mit ihm überstanden und sich durch Lieder und Scherze die Arbeit erleichterten.

Und nun war er eingepfercht in den Schiffsbauch, in einem engen Kämmerchen, das ihm kaum zum Umdrehen Raum bot; von früh bis spät kauerte er vor dem rotglühenden, entsetzlichen Ofen. Wenn er einmal auf Deck stieg, weil die Hitze unerträglich wurde und das Blut ihm im Gehirn hämmerte, wie so ganz eigen umflort sah sich alles an. Welch ein seltsam gelblicher Ton lag auf Himmel und See, auf Schiff und Küste. Die Augen waren ihm stumpf geworden von dem ewigen ins Feuer Sehen. Nachts, wenn die Maschine still stand und er in der Ecke beim Kohlenmagazin lag, dachte er an das Mareieli und überrechnete, wie viel Batzen er noch sparen müsse bis dahin, daß sie sich heiraten könnten. In solchen Nächten lag ihm in den Ohren ein Knittern und Knattern, ein Sausen und Brausen, das ihn nicht schlafen ließ.

Seppi war sonst ein Esser gewesen; er wußte selbst nicht, woran es lag, nun aber wollte ihm kein Essen mehr schmecken, er war immer hungrig und schien doch immer satt. Der Maschinenmeister erklärte es ihm, daß es vom Kohlenstaub käme und von den schlechten Dünsten, die man bei dem Geschäft einschlucken müsse; dagegen helfe nichts als ein guter starker Branntwein, je öfter je besser.

Und noch allerlei anderes kränkte ihn und tat ihm weh, vielleicht weil es ihm neu war. Von jeher war er ein armer Lump in Not und Elend gewesen, so lang er denken konnte. Das war kein Grund heiter zu sein

und das bißchen Leben zu genießen, so gut er konnte. Sogar ein blitzhübsches Ding hatte ihn zum Schatz genommen, trotzdem er ein armer Lump war. Immer lebte er unter armen Leuten, wenn auch hie und da einer ein wenig minder arm war, es war doch nicht viel und glich sich aus. Reiche, vornehme Leute sah er immer in gehörigem Abstand von sich. Arme und reiche Leute waren für ihn ganz verschiedene Wesen; es war ihm nie in den Sinn gekommen, die reichen Leute zu beneiden, solche mußten auch da sein, so gut wie die armen, und was einer auch sein mochte, war er ja doch ohne sein Zutun.

Daß die reichen Leute die armen verachten könnten, war auch kein Gedanke für ihn, er hatte keine Ahnung, daß an der Armut Schande hafte, daß ein zerrissenes Kleid den Menschen ächte, eine schmutzige Verrichtung bei anderen Ekel erwecken könne.

Auf dem Dampfschiff erlebte er auch das. Es war in der schönsten Jahreszeit, und das Schiff wimmelte von Fremden aller Nationen, die nach Italien gingen oder heimwärts nach Deutschland. Die saßen und standen auf dem Schiff, in zierlichen Kleidern, und besahen die Gegend durch goldgefaßte Gläser. Unter einem luftigen Zelt stand eine gedeckte Tafel, daran speisten sie, und warfen Krumen so weiß wie Schnee — der Seppi konnte kaum glauben, daß eine Brotkrume so weiß sein könne — wenn sie satt waren, den Fischen ins Wasser.

Wenn er hervorkroch aus seinem überhitzten Loch, im schwarzen Kittel, mit rußigem Antlitz, nur um ein bißchen Atem zu schöpfen in der freien Luft und die geborstenen Lippen mit einem Trunk Wasser zu netzen, lehnte er sich an die Brüstung. Da war irgend eine

Miß mit blonden Haaren, die er ansah, zufällig und ganz gedankenlos, da bedrückte es ihn, wie die Herrschaften sich umsahen nach ihm. Solch ein schmutziger Kerl. Es verdürbe einem die ganze Gegend, den Menschen in der schmierigen, stinkigen Jacke zu sehen; dem der Schweiß über das dicke schwarze Gesicht lief wie Teer ... Irgend eine Gnädige versicherte, aller Appetit sei ihr vergangen über diesen garstigen Kobold, und es sei rücksichtslos gegen die Reisenden, daß so ekelerregende Menschen aufs Verdeck kommen dürften. Sie sollten bleiben, wohin sie gehörten, bei der Arbeit. Ob man etwa dazu nach der Schweiz reise, um sich Schreck einjagen zu lassen von solch schwarzen Teufeln? Die Kinder, bleichwangige, kränkelnde Engländer, kleine mißfarbige Pariserinnen mit kohlschwarzen Augen und schnippischen Näschen, o, wie schrien sie auf, wenn the dark devil, das schwarze Ungeheuer, sich sehen ließ. Die einen weinten und schrien, andere schnellten Weinpfropfen und abgenagte Hühnerknöchelchen nach ihm, bis der Schiffsführer kam und die Gesellschaft um Entschuldigung bat, daß „einer von den Leuten" die Frechheit gehabt, „die Herrschaften" zu belästigen. Ein Ende Tau wirbelte ihm über den Rücken, und er fuhr hinunter in seinen finsteren Schlot; so schnell, daß er nicht wußte, worauf er zuerst merken sollte, ob auf das Gelächter der Gesellschaft, oder auf die blutigen Flecke, die er sich an der Leiter stieß.

Es war nur elendes Leben, und niemand konnte es ihm verargen, wenn er zurückgekehrt wäre zu seinen Ochsen und Kühen, seinem Mist und Stroh. Aber das ist das Wunderbare, wenn einer so eine echte, rechte Liebe im Herzen trägt, gibt es ihm einen Mut, der mit nichts auf der Welt zu vergleichen ist; nichts ist so

schwer, nichts so schlimm, die Liebe überwindet alles. Das kam auch dem Seppi zustatten. Wenn er vor seinem Ofen kauerte und die Kohlen in die Glut stieß, daß die Lohe herausschlug, da dachte er, gegen mein Herz ist das nichts, das brennt halt noch zehnmal mehr, und braucht gar keinen, der es mit Kohlen futtert, es brennt von selber; Tag und Nacht. Und dabei ward ihm gut zu Sinn, er nickte in die Flammen, als sähe er drin seines Mädchens Augen glänzen. „Und das ist ja ganz natürlich,“ dachte er, „daß es hier heiß ist, das ist bloß meine Schuld, von wegen meiner großen Liebe in meinem Herzen. Wenn ich erst Maschinenmeister bin und das Mareieli ist meine Frau Meisterin, da wird sich die Hitze wohl geben.“ Und so machte er seine Späße, einfältige, kindische Späße, die kein Mensch hörte; nur daß sie ihm die Zeit kürzten, und wenn ihm das Herz schwer war, so half er sich damit.

Des Abends, wenn das Schiff anlegte und die Feuer ausgingen und niemand an Bord blieb als er und ein großer schwarzer Pudel, der bei ihm zur Wache war, da ging seine Lust erst an. In der stillen Nacht schlürfte er die kühle Luft ein, die ihm tagsüber verboten war. Da gab es noch manches für ihn zu tun; er mußte scheuern und putzen, Kohlen schleppen und Wasser pumpen. Aber wenn er mit allem fertig war, da kam es gegangen durch die Stille, da raschelte der Sand am Ufer und der Pudel schlug an, ganz leise nur, denn er kannte den Tritt schon. Wer da zufällig des Wegs kam, der stand wohl still und sah sich die seltsame Erscheinung an, die Gestalt des Heizers, schwarz und rußig wie die Nacht, die über den Bord des Schiffes lehnte, zu seinen Füßen der Hund, vor ihm, auf dem Bollwerk, das Mädchen, ihre weiße Haut, ihr blondes

Haar, ihre funkelnden Augen, doppelt leuchtend auf finsterem Hintergrund.

Sie plauderten, wovon Liebesleute zu sprechen pflegen; am liebsten aber hörte Mareieli von den fremden Herren und den geputzten Damen, die mit dem Schiffe gingen und kamen. Der arme Seppi wußte aus guten Gründen wenig davon zu sagen. Allein das Mareieli maulte mit ihm; das sei nur, weil er so ein dummer Klotz sei, und die vornehmen Leute täten wohl daran, sich vor ihm zu entsetzen. Es sei eine Schande, wie er aussehe, und sie sei wahrhaftig die dümmste Dirn zwischen hier und Welschland, die sich an solchen garstigen schwarzen Kerl gehangen, vor dem die Leute aufschrien und kleine Kinder sich versteckten wie vor dem Wutzelmann. Mit seinem Ofenhocken und den paar Batzen könne das nie etwas werden; da müsse man anders zufassen, und habe er sein Plänchen gehabt, so habe sie nun auch das ihre, er solle nur achtgeben. Und dann lachte sie wieder und ließ die Augen rollen, daß dem Seppi war, als stände er so recht vor dem Ofen und der Maschinenmeister hätte doppelte Feuerung befohlen.

Eines schönen Morgens, das Schiff war in bester Fahrt, und die Hitze am Ofen war nicht gering, steckte der Seppi den Kopf so ein bißchen aus der Luke, um Luft zu schnappen. Das war ihm erlaubt; nur auf das Verdeck zu gehen, wenn Herrschaften fuhren, das sollte er nicht. Wie er den Kopf heraussteckte, gab es ihm einen Schlag, daß er beinah von der Leiter purzelte. Er rieb sich die Augen und zog sich an den Haaren, es blieb, und war kein Traum! Sein Mareieli, in einem bunten Röckchen, frisch und zierlich, stand auf dem Verdeck und reichte einem jungen Herrn den Kaffee!

Es war ein Russe mit einem gräulichen Knebelbart, den drückte er im Sprechen geschwind auf Mareielis weiße Schulter.

Nein, es war gewiß kein Fieber! Er sah deutlich, wie Mareieli rot ward wie Blut und einen schnellen, ängstlichen Blick zu ihm hinüber warf, nicht bloß ängstlich, es lag noch etwas in ihrem Blick, wie Mutwille, wie Schadenfreude, und dann wieder wie Liebe und Stolz, daß dem armen Seppi schwindlig ward.

Der Maschinenmeister pfiff, der Kapitän kam gerannt und schimpfte, was das für ein fauler Heizer wäre, das Schiff kröche ja wie eine Schnecke. Seppi rutschte hinunter und warf Kohlen in den Ofen, rasch und jäh. Am liebsten hätte er sich selber hineingeworfen.

Im Lauf des Tages klärte sich alles; es war das einfachste, natürlichste von der Welt. Der Schiffseigner, ein Schlaukopf, hatte das Mareieli als Kellnerin auf das Schiff gedungen, und nun stand sie auf dem „Ätna", in seidenem Röckchen und Mieder, die nicht schöner sein konnten, und reichte den jungen Herren den Tee, Kaffee und Wein.

Weiß der Himmel, wie es zuging, die jungen Herren ließen sich noch nie so viel reichen, kaum daß sie beim Frühstück saßen, wurde Champagner verlangt. Sie riefen sich das Mareieli, daß es den Wein koste; da war es nicht wunderlich, daß dem Mädel die Wangen purpurrot wie die Flammen in Seppis Ofen brannten, als sie dem Liebsten ihre Geschichte erzählte. Am wenigsten aber wollte es ihm eingehen, daß Mareieli so heimlich damit getan und ihn gar nicht um Rat gefragt vorher.

Ob er es denn auch um Erlaubnis gefragt, als er

Heizer geworden, fragte Mareieli. Ein Kellnermädchen im seidenen Rock mit einem halben Gulden Wochenlohn, ohne Essen und Trinken, das sei wohl mehr als ein schwarzer, stinkiger Heizer. Es habe ihm eine Überraschung machen wollen. Ob er denn nicht selber gesagt, daß das so nichts werden könne, und wer auf dem Lande zu nichts käme, der müsse aufs Wasser?

Der Seppi kroch in seine Hölle. So heiß war sie ihm noch nie gewesen; er vergaß beinahe das Heizen, und der Maschinenmeister mußte mit dem Tauende drohen. Daß das Mareieli bei ihm auf dem Schiffe sein möchte, danach war ihm oft der Sinn gegangen. Wenn er vor dem Ofen hockte, träumte er, daß die feurigen Kohlen lauter Rosen wären, und das Mareieli käme heraus und kühlte ihm die Stirn mit süßem Atem. Nun war es beinahe wirklich so! So oft er mit dem Kopf aus der Luke fuhr, konnte er sein Mareieli sehen, konnte ihr zunicken, ganz heimlich. Er war sicher ein tölpischer Mensch, und das Mareieli hatte recht, daß sie bös war. Und er nahm sich vor, ein vergnügter Kerl zu werden.

Anfangs war dem Mareieli bang genug ums Herz, wenn die Welt so um sie schwirrte. Einer rief nach Champagner, ein hagerer, alter Engländer nach Grog, und während sie ihn brachte, besah er sie scharf bis unter das Busentuch; ein anderer hielt ihr die Augen zu und schwor, er lasse sie nicht los, es sei denn, sie ließe sich küssen, ein vierter raunte ihr in die Ohren, sie verstand nicht was, es war französisch, aber sie errötete unwillkürlich. In Wahrheit, sie mußte still stehen mitunter und mußte die Hand vor die Augen pressen und sich fragen, ob sie das wirklich wäre, in solcher Gesellschaft, auf dem verwunschenen Schiff, davor sie oft mit dem

Seppi gestanden, das Mareieli von der Schulzenwitfrau, auf deren Hof keine Mannsperson kommen durfte.

Wenn Seppi heraufgekrochen kam, ganz heimlich, um Luft zu schöpfen, stand sie ein wenig entfernt von ihm, kaum konnte man denken, daß sie zusammengehörten. Die schönen Abende am Ufer hatten ein Ende. Das Mareieli schlief in der Stadt, im prächtigen Gasthof. Da half sie die Fremden bedienen, es wurde oft spät nach Mitternacht. Sie war noch müde, wenn sie morgens zum Schiff kam, es war ihr anzusehen; nicht einmal ihren Seppi grüßte sie.

„Überhaupt," sagte sie, „du mußt dich bescheiden halten und darfst keinen merken lassen, daß wir zwei uns kennen. Du bist ein ganz guter Kerl und sollst auch mein Seppi bleiben. Aber wenn die Herrschaften wüßten, daß ich den Ofenheizer zum Liebsten habe, sie sähen mich nimmer an." Und wenn Seppi maulte, sagte sie: „Es ist wie mit dem Tanzen, ich sollte auch nicht mehr tanzen am Sonntag, wie du aufs Schiff kamst; da sagtest du, wir armen Leute müßten uns fügen, so wie gepfiffen würde, müßte man tanzen, und nun wird uns halt so gepfiffen."

Das ging dem Seppi hart ein. Alles mochte er ertragen, auch das böse Bruststechen, das ihn jetzt immer nachts anfiel, wenn auch der Maschinenmeister meinte, es wäre ein gefährliches Ding damit, er habe einen gekannt, das hätte keine sechs Monate gedauert, da wäre es zu Ende mit ihm gewesen. So oft der Seppi das hörte, lächelte er ganz seltsam; dann fiel ihm seine alte Mutter ein, er holte tief Atem und meinte, es ginge schon besser mit dem Stechen, er habe sich wohl nur verkühlt, und sechs Monate, das wäre doch auch gar zu kurz.

Daß aber Mareieli sich seiner schämte, konnte er kaum verwinden. Sie hatte recht, er sah es ein, das frische Mädchen, dem die feinen Herren nachliefen, vor dem die langen blassen Engländerinnen mit den Schmachtlocken hinter den Ohren und den grünen Schleiern über den Augen still standen, es durchs Glas besahen und sagten: very. pretty — und ein Heizer? Es wäre zum Totlachen gewesen.

So saß er vor dem Ofen, schürte die Glut, hörte über sich Musik, Lachen und Gläserklirren; er meinte ordentlich, als könne er dem Mareieli sein Lachen unterscheiden. Das war gewiß Täuschung, die Maschine rasselte viel zu sehr, und das Feuer brauste — es war gewiß nur eine Täuschung.

Ein paar Monate später, es ging zum Herbst, da verloren sich die Fremden und der Schiffseigner redete davon, daß man die Fahrten bald einstellen müsse, es lohne in der schlechten Jahreszeit kaum mehr; da war es dem Seppi gewiß, daß er das Mareieli nicht mehr lachen hörte, weil sie nicht mehr auf dem Schiff bediente. Es war auch gar nicht mehr sein Mareieli, sie hatte es ihm ehrlich gesagt, den Abend vorher; er konnte sich über nichts beklagen. Es gehe so nicht mit ihnen; zwei arme Leute zusammen, das tauge nichts, es stände nur immer einer des anderen Glück im Wege. Sie wünsche ihm recht viel Gutes, und wenn er einmal Maschinenmeister sei, möchte er es ihr nur schreiben. Ein Herr — dabei deutete sie auf einen alten dicken, besternten Herrn mit weißem Kopf und sehr sanftem, gutmütigem Gesichte — der habe ihre Adresse; das sei ein guter alter Herr, der habe Gaben an ihr entdeckt, sie könne selbst nicht behalten wie viele, und nun ginge sie mit ihm nach Frankfurt. — Der Mensch müsse sein

Glück versuchen, und es sei manchem nicht an der Wiege gesungen, was nachher aus ihm geworden.

Damit ging sie. Als sie schon halb über die Brücke war, kam sie noch einmal wieder und rief ihm zu, er solle doch auch sein Mutterle grüßen; es sei eine alte Frau, die wohl den Kopf schütteln werde über sie. Die Jugend wolle auch leben: und wenn es dem Seppi recht wohl ginge, das sollte sie freuen.

Sein Mutterle. Ja, er ging wohl zu ihm; wohin hätt' er auch gehen sollen? Das Schiff hatte seine Fahrten zum Winter eingestellt, der Lohn war ausgezahlt, und niemand kümmerte sich um ihn. Er hätte wohl wieder als Knecht Dienst tun können bei einem Bauern. Allein die Arbeit im Schiff war ihm übel geraten; es war, als ob ihm die Knochen verdorrt wären in der Hitze. Wie ein Kind war er geworden, gegen das, was er einmal gewesen. Zum Glück war sein Mutterle blind und merkte nicht, wie schlimm er aussah. Er blieb den Winter bei ihr und half spinnen und Garn winden. Vom Mareieli sprachen sie nicht. Einmal wollte die Mutter wissen, wo es sei, da sagte er, es sei gestorben. Seitdem fragte sie nicht wieder.

Als der Frühling kam, wollte er wieder in Dienst bei den Bauern gehen. Seine Brust war wieder heil, auch weniger blaß sah er aus, mit der Zeit, meinte er, würde er wohl wieder ganz zu Kräften kommen, wenn er nur recht viel in freier Luft bliebe. Wie das Eis ging und die Glocke zum erstenmal wieder über den See klang, ließ es ihn nicht daheim. Er mußte aufs Schiff, seinen alten Platz wieder suchen. Seiner Mutter sagte er, es sei des besseren Lohnes wegen, und sie müßten etwas zurücklegen, für den Fall, wenn das Stechen in der Brust wieder käme. Dagegen ließ sich

nichts sagen. Es gab noch andere Gründe, die sagte er kaum sich selber. Es sei doch immer noch möglich, daß er einmal Maschinenmeister werden könnte; wenn er dem Mareieli schriebe, vielleicht kam sie dann doch wieder? Dann dachte er auch, sie könne wieder kommen, aber arm und im Elend, und nun brach er sich alles am Munde ab und sparte und schaffte, bloß damit er hätte, was er dem Mareieli geben könnte, wenn sie so wieder käme.

Wozu überhaupt Gründe? Er ging aufs Schiff und tat seinen Dienst, weil er so mußte, weil sein Herz ihn zog, an den Ort, wo alles an Mareieli erinnerte. Vor dem Heizloch war er gesessen, damals, als er noch meinte, es wären dem Mareieli seine feurigen Augen, was aus der Glut glänzte; wenn die Kohlen knisterten, war es das schadenfrohe Stimmchen Mareielis, die ihn neckte. An diesem Bord hatte er gelehnt mit ihr, damals, als sie noch gegangen kam zu ihm; da war auch der Hund, schwarz, zottig und in den Winkeln umhergestoßen wie er selbst, der damals zu ihren Füßen lag, ein treuer, stummer Wächter. Und hier war ja noch die Stelle, wo sie ihm den Rücken gewandt und gesagt hatte: „Seppi, es geht halt nicht; wenn ein Mensch das sähe, daß du mein Schatz wärst, ich möcht' in den See sinken vor Scham!"

Also ging er wieder aufs Schiff, so oft der Sommer kam, immer wieder und blieb auch Heizer. Es wäre schad um ihn, sagte der Maschinenmeister, wenn er noch was anderes werden sollte, seine Lunge wäre nun gerade ausgedorrt genug, das hielte selten einer so lange aus; auch wäre sein Rücken schon ordentlich krumm, er brauche sich kaum mehr nach den Kohlen zu bücken. Selten habe er einen Kerl gesehen, der so gut zum Heizer tauge.

So kam der neunte oder zehnte Sommer, Seppi wußte es nicht genau, die Tage waren ihm alle gleich. Der „Ätna" war immer noch Mode, wenn auch noch zwei oder drei andere Schiffe den See befuhren, wimmelte es noch immer von Reisenden auf dem Schiffe, und auch an Herren, jungen und alten, die Champagner tranken, Karte spielten und die Kellnerin auf die Schulter küßten, fehlte es nicht.

Eines Tages ging es lauter zu als gewöhnlich. Das Schiff war weit schöner geschmückt als jemals. Blühende Orangenbäume standen auf dem Verdeck, seidene Diwane dazwischen und in der Mitte eine Tafel mit Gold- und Silbergeschirr und funkelnden Kristallen.

Es war auch ein Anlaß danach. Marianne, die schöne Marianne, die berühmteste Schauspielerin, das Wunder Deutschlands, geruhte bei ihrer Erholungsreise durch die Schweiz, dieses Fest von ihren zahllosen Verehrern anzunehmen.

Es war etwas Merkwürdiges in diesem Mädchen; man brauchte nicht überschwänglich geartet zu sein und mußte doch gestehen, nie Ähnliches gesehen, nie Gleiches gehört zu haben. Es war nicht ihre Schönheit allein, die unvergänglich, unzerstörbar schien. Das Leben, das aus dem Mädchen sprudelte, war unvergleichlich. Unversiegbare Laune, kecker Mutwille, graziöse Verwegenheit beseelten jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke. Jeder Ton lag ihr; sinnverwirrende, herzbetörende, freche, keusche, unsagbare Anmut, Schalkheit, Lüsternheit, und ebenso Unschuld und kindliche Frömmigkeit. Sie war die „Königin des Vaudevilles". Niemand wußte jene frechen Vieldeutigkeiten, mit denen die deutsche Bühne sich damals aus Frankreich versorgte, so zierlich und pikant vorzubringen, niemand

verstand es so gut wie sie, auch noch dem Schlüpfrigsten einen wahrhaft prickelnden Beigeschmack von Unschuld und dem Unschuldigsten einen von Leichtfertigkeit zu geben. Und was sie auf den Brettern schien, war sie im Leben. Keine verstand den Becher der Freude so süß zu würzen wie sie, aus keinem anderen Auge schossen verzehrende Flammen so heiß, von keiner anderen Lippe duftete der Hauch der Lust so betäubend.

„Ein verdammtes Weib, auf Ehre!" sagte der blasse Prinz von * zu seinem Nachbar. „Wissen Sie, was sie so entzückend macht? Daß sie so natürlich, so ursprünglich ist; es ist wirkliche, bacchantische Lust in ihr, die anderen heucheln sie nur."

„Das macht das gesunde Blut, aus dem sie stammt," antwortete der Nachbar — es war der dicke Herr mit den vielen Orden von ehemals, nur der Bauch war dicker und sein Haar weißer geworden als vor zehn Jahren. — „In solchen Schweizer Bauermädeln, Durchlaucht, steckt ein Leben, es ist wie mit den arabischen Pferden, sie sind nicht tot zu kriegen."

Er konnte nicht weiter sprechen, die berühmte Künstlerin betrat das Schiff, die Musik wirbelte, die Herren drängten zu ihr, die Räder schlugen in die Flut.

Die Schauspielerin war herrlich bei Laune, es gefiel ihr alles ganz ausnehmend wohl. „Ich bin Ihnen dankbar für diese Lustfahrt," sagte sie zu dem Prinzen, „Sie ahnen nicht, welche Freude Sie mir bereiten, das kleine Nest auf der anderen Seite des Sees ist mein Geburtsort."

Ihr Geburtsort! Der Geburtsort der berühmten Marianne! Man ließ den dicken Mann mit den Orden, der die Mitteilung der Schauspielerin bekräftigen

wollte, gar nicht zu Worte kommen; die Böller wurden gelöst, der Champagner schäumte.

Die berühmte Frau war mit dem Fest außerordentlich zufrieden; sie konnte nicht genug versichern, welch komischen Eindruck es auf sie mache, diese Ufer wiederzusehen. Sie überbot sich in glänzenden Einfällen, die Witze prasselten. Zwar auf Augenblicke war es, als flögen Schatten über ihre Augen, als zucke verloren Schmerz um den üppigen Mund. Der kleine Dicke rief nach Champagner, man stieß an, man lachte. Schatten auf diesem Auge, das den Prinzen eben so glühend ansah? Schmerz um diesen Mund, der den perlenden, schäumenden Wein so begehrlich nippte? Pah, keine Spur davon!

Sie fragte nach dem Namen des Schiffs, es sei ihr eine nicht weniger merkwürdige Erinnerung.

„Ätna.“

„Ätna“? Sie wechselte ein paar rasche, schelmische Blicke mit dem Dicken — er nickte ihr lebhaft zu, wußte er doch, wenn ihn solche Blicke trafen, allemal vor Seligkeit nicht, wie ihm geschah.

Warum etwas verheimlichen? Sie wäre ja unter lauter guten Freunden, auch sei das ja eben die wahre Poesie des Lebens, dies Taumeln zwischen Höhe und Tiefe; heute noch ein Bettler und morgen ein König. Mit allerlei Scherzen und Necken und dann wieder so weich und rührend erzählte sie, wie sie als armes Mareieli Kellnerin auf dem Schiff gewesen.

Marianne liebte den Schaumwein wie alle Frauen. Nicht das Getränk liebe sie, aber die kleinen allerliebsten Teufel, die darin wohnten, die seien es.

„Pah, du mein Anbeter,“ rief Marianne und schnellte ihm Schaum aus ihrem Glas ins Gesicht; „einen

Verehrer hatt' ich, lang vor dir, und er war schöner als du."

Wer? Wo?

„Ein schwarzer Teufel, ein Mohr, ein Ofenheizer hier auf dem Schiff." Die Erinnerung kam ihr selbst in diesem Augenblick lächerlich vor; sie, die Königin der Bretter, die Geliebte eines Prinzen, die gewesene Braut des Heizers vom „Ätna".

„Beneidenswerter Heizer!" „Glückseliger Sklave!" „Ich nehme ihn als Mohr in meine Dienste," schrie ein Börsenagent aus Wien.

„Ich nicht," sagte der Prinz und sah die Schauspielerin an.

Marianne schlug ihn lachend auf den Arm.

Man wollte mehr von dem Abenteuer wissen. Wo der schwarze Glückliche stecke? Ob es vielleicht noch derselbe Heizer sei, man könne nicht wissen. — Dann müsse man ihm den Vorsitz an dieser Tafel einräumen, spöttelte der Prinz.

Und es zeigte sich, daß er noch auf dem Schiff war. Der Schiffsherr lief eiligst an die Luke und rief, er solle heraufkommen, die gnädigen Herrschaften wollten ihn sehen. Ihn? Den Kohlenseppi, der in den Winkel kriechen mußte, sowie ein Fremder auf dem Schiff war. Was sollte denn das? Er solle nur machen, es sei keine Zeit zu Fragen. Aus dem Loch tauchte sein gutmütiges schwarzes Gesicht mit den struppigen Haaren, den kranken roten Augen. Er sah abscheulich aus, wie er daherschlurfte, mit krummem Rücken, schwarz, zerlumpt — und ihm gegenüber, in der strahlenden Pracht der Schönheit, Marianne, die Schauspielerin.

Allein so hätte die Gesellschaft doch nicht lachen sollen! Sie wieherten vor Vergnügen, es sei aber auch

ein Gegensatz tollster Art; noch nie habe man ähnliches erlebt.

Seppi sah zu Boden. Es war grausam, den gnädigen Herren zum Gespött dazustehen. Da traf eine Stimme sein Ohr, weich und süß — ob er sie noch kannte? Er sah auf. Grundgütiger, es war ja das leibhaftige Mareieli.

Die Herren redeten auf ihn ein, alle miteinander, er ging aus einer Hand in die andere, wie ein Wundertier, man drängte ihm Wein auf und rief ihm Späße zu, die er nicht verstand. Er hörte Stimmen — nein, nur eine! Er sah Gesichter — nein, nur eines. Und daß das Mareieli die Augen voll Tränen hatte vor Lachen, das sah er auch.

„So darf der Scherz ausgehen," sagte die Schauspielerin endlich: „Meine Herren, dieser Heizer hat Ihnen eine Szene gespielt, natürlicher als unser erster Komiker. Auch ist es nichts Kleines, auf eine Dame wie mich zu verzichten, Sie werden ihn zu entschädigen wissen."

Sie legte ein prächtiges Armband in den Hut, den Seppi verlegen vor sich hin hielt. Alle Börsen wurden leer, alle mühten sich, Mariannens Gabe zu übertreffen.

„Dein Glück ist gemacht, geh, Seppi," sagte Marianne und ihre Stimme zitterte, ganz leise, fast unhörbar; aber Seppi hörte es doch.

Er wurde rot vor Zorn, so rot, daß man es durch die berußte Haut sah. Er hob den Hut und wollte ihn dem Mareieli vor die zierlich bekleideten Füße schleudern.

„Für dein Mutterle," sagte die Schauspielerin leise.

Das machte ihn still; woher sollte sie auch wissen, daß seine Mutter tot war. Es war doch gut von ihr, daran zu denken. Er setzte den Hut in eine Ecke und

schlich still und demütig weg. An der Treppe ward ihm schwindlig; er mußte sich einen Augenblick auf den Bord stützen, bis ihm besser wurde.

Da hörte er Geräusch neben sich, er sah auf, es war Mareieli. Die Gesellschaft an der Tafel stritt über ein neues Ballett; sie waren allein.

Mareieli stand neben ihm; schön, wie immer, aber leichenblaß; ihre Augen waren ruhig auf den Armen gerichtet. Seppi sah auf. Aug in Auge, eine kurze Minute. Sie redeten nichts. Endlich frug Seppi, ob sie glücklich sei? Mareieli sah ihm mit trübem, aber festem Blick ins Auge und sagte „Nein".

Da trat der Prinz heran. „Schnell, mein Prinz, hören Sie den neuesten Spaß," rief sie ihm entgegen und hüpfte leicht über das Verdeck.

„Ein glückliches Wesen," sagte der dicke Herr, „und ich darf mich rühmen, ihr Glück gemacht zu haben."

Der Maschinenmeister rief dem Heizer zu: „Mach, steig hinunter, spar die Kohlen nicht. Wir haben Gegenwind, laß den Kessel pfeifen, es kann nicht schaden, wenn du ein Teufelsfeuer machst."

Die Herren waren nicht geizig gewesen mit ihrem Wein; die Schiffsleute waren alle ein wenig schief unterm Wind, wie der Seemann sagt.

Seppi stieg hinunter. Die Räder sausten, das Schiff flog vorwärts, die Gesellschaft rühmte die herrliche Fahrt; es sei ein prächtiges Fahrzeug, der „Ätna", so schnell seien sie noch nie gefahren. Und man ließ noch einen Walzer spielen, zum Schluß.

Da kam, mitten in den fröhlichen Jubel, der Maschinenmeister gerannt, kreideweiß und zitternd: es gäbe ein Unglück, der Heizer sei betrunken oder rasend geworden, er habe den Kessel geheizt, über Maß, Kohlen

auf Kohlen, wie ein Irrer, die Sicherheitsröhren habe er verstopft. Der Kessel könne das nicht aushalten, es sei unmöglich, sie müßten alle in die Luft fliegen, ohne Rettung.

Es war wunderlich zu sehen, wie rasch die Gesellschaft nüchtern ward. Einen Augenblick blieben sie stumm, dann schrie alles durcheinander, der Dicke wollte am Tau herunter in ein Boot, der Prinz rief nach dem Kapitän, Marianne blieb still, keine Muskel zuckte, ihr Auge blieb fest auf das Schiff gerichtet.

Ein dumpfer Knall, ein kurzes zischendes Rattern aus dem Innern des Schiffes, Dampf quoll auf, Flammen schlugen in die Höhe, die Räder standen still, das Schiff neigte sich auf die Seite.

Zum Glück war man nah beim Ufer; Boote wurden ausgesetzt und alle glücklich ans Land gebracht. Bloß der Heizer war umgekommen; eine Platte des Kessels war geborsten, das siedende Wasser war in sein Kämmerchen geschossen. Man fand ihn auf der Erde, jämmerlich erstickt und verbrüht.

Marianne ist noch immer die gefeierte Künstlerin. Seit einigen Jahren geht die Rede, der Prinz werde sie heiraten. Einmal traf ich auf dem Dampfer von Ostende nach London mit ihr zusammen. Es war ein angenehmer Kreis; wir plauderten von diesem und jenem. Auch über Gefahren wurde gesprochen, die man auf Dampfschiffen erleben könne. Marianne lächelte; man mache aus solchen Dingen immer mehr, als daran sei. Sie sei nur einmal in Gefahr gewesen, mit einem Dampfschiff in die Luft zu fliegen, auf einem Schweizer See. Doch seien alle mit dem Schrecken davongekommen, nur ein armer Heizer sei verbrannt.



Schwarze Kunst

Von Herm. Giersberg

Mit 6 Bildern

Der Glaube, daß sich die Geister der Verstorbenen unter gewissen Umständen dem lebenden Menschen kundgeben können, ist uralt und hat zu allen Zeiten überzeugte Vertreter gefunden. Kaum je aber ist die Zahl dieser Gläubigen größer gewesen als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo der Spiritismus in seiner jetzigen Gestalt von Amerika aus eine Art von Siegeszug durch die ganze Welt antrat. Den Geschwistern For in Hydesville bei New York gebührt das zweifelhafte Verdienst, im Jahre 1848 den ersten Anstoß gegeben zu haben. Sie traten als Medien auf, in deren Gegenwart die Geister durch Klopftöne auf die an sie gerichteten Fragen Antwort gaben.

Das gewaltige Aufsehen, das diese angeblichen Kundgebungen aus einer anderen Welt erregten, hatte zur Folge, daß bald allerorten derartige Vermittler eines, allerdings etwas umständlichen, Verkehrs zwischen Verstorbenen und Lebenden auftauchten. Daß viele von ihnen ohne große Mühe als Schwindler entlarvt werden konnten, schadete der Verbreitung des Spiritismus ebensowenig als die Tatsache, daß die Vorführungen gewöhnlich gerade dann mißlangen, wenn sich scharfe Aufpasser unter den bei der Sitzung Anwesenden befanden. Man hatte dafür eben die Erklärung, daß das Zustandekommen der Erscheinungen durch die Gegenwart zweifelsüchtiger Personen gestört werde. Diese Geistererscheinungen selbst aber wurden immer wunderbarer und erstaunlicher, denn die Geister beschränkten sich nicht mehr auf die Unterhaltung durch Klopftöne, sondern veranlaßten auch — immer

im verdunkelten Raume — das Wandern körperlicher Gegenstände von einem Ort zum anderen, das Erklingen von Instrumenten, die für das Medium scheinbar unerreichbar waren, das Erscheinen von Schrift-



Abb. 1. Der wandernde Tisch I.

zeichen auf einer Schiefertafel, auf die man vorher einen Griffel gelegt hatte, die Verschlingung fest gearbeiteter Ringe, das In-die-Luft-steigen von Tischen und Stühlen und anderes mehr.

Von solchen Daseinsbeweisen bis zur wirklichen Materialisation, das heißt bis zum Sichtbarwerden der mitteilsamen Bewohner einer anderen Welt, war nur noch ein kleiner Schritt. Und in der Tat ließ dieses

unzweideutige Zeugnis für die Berechtigung des Geisterglaubens nicht lange auf sich warten. Die durch die Vermittlung des angeblich in einen hypnotischen Zustand versetzten Mediums herbeigerufenen



Abb. 2. Der wandernde Tisch II.

Verstorbenen zeigten sich zumeist in weißen faltigen Gewändern und in ziemlich verschwommenen Umrissen. Sie unterhielten sich mit den Anwesenden, antworteten auf Fragen und gestatteten sogar, daß man sie photographierte. Diese Geisterbilder, die heute jeder geschickte Photograph herzustellen versteht, dienten dann als unanfechtbare wissenschaftliche Belege, dem Spiritismus neue, überzeugte Anhänger zu werben.

Da auch nach Ausschaltung aller offenkundigen Schwindelmanöver, die jeder geschickte Taschenspieler mit Leichtigkeit nachmachen konnte, noch immer gewisse Erscheinungen übrig blieben, für die eine natürliche Erklärung nicht sogleich gefunden werden konnte, wurde der Spiritismus zu einem Gegenstand ernster Forschung auch für Männer von anerkanntem wissenschaftlichen Ruf. Von Andreas Jackson Davis, der seine Schriften auf „Inspiration" zurückführte, und von Allan Kardec ganz abgesehen, sind da vor allem die Engländer Wallace und Crookes, der Russe Aksakow, die deutschen Philosophen du Prel und E. v. Hartmann zu nennen. Sie glaubten, die Richtigkeit der Erscheinungen auf Grund eigener Beobachtungen zum Teil anerkennen zu müssen, und versuchten, sie durch noch unerforschte seelische Kräfte zu erklären.

Was sich für und gegen diese Erklärungsversuche sagen läßt, kann hier nicht erörtert werden. Sicher ist jedenfalls, daß recht viele der Medien, auf deren geheimnisvolle Beziehungen zur Geisterwelt die genannten Gelehrten ihre Theorien aufgebaut haben, später als Betrüger beziehungsweise Betrügerinnen entlarvt worden sind. Man glaubte, sicher zu gehen, indem man die Medien vor der Verdunklung des Sitzungsraumes fesselte; aber die Vorführungen Houdinis und anderer Artisten haben den Beweis geliefert, daß es nur gewisser geschickter Handgriffe und einer entsprechenden körperlichen Schulung bedarf, um selbst eine mit polizeilicher Sachkenntnis vorgenommene Fesselung hinfällig zu machen. Klopftöne lassen sich mit Hilfe der Zehen ohne jede Mitwirkung gefälliger „Geister" hervorbringen, und die im weißen Gewande erschienenen Verstorbenen können entweder durch das seinen

Fesseln entschlüpfte Medium selbst dargestellt werden, oder sie entpuppen sich zuweilen als bloße weiße Lappen, denen durch entsprechende Faltung ein menschenähnliches Aussehen gegeben wurde. In allerjüngster Zeit erst hat es sich der ohne Zweifel vom heiligsten Wahrheitsdrang erfüllte Dr. v. Schrenck-Notzing gefallen lassen müssen, daß in den wunderbaren körperlichen Gebilden, die aus dem Munde des von ihm verwendeten weiblichen Mediums hervorgingen, und die ihm Anlaß zu einem dickleibigen Buche über Materialisationserscheinungen gegeben hatten, Nachbildungen von Illustrationen aus einer Zeitschrift erkannt wurden.

Dabei kommt die Selbsttäuschung, auf die die gläubigen Teilnehmer einer spiritistischen Sitzung immer in besonders hohem Maße eingestimmt sind, den Kniffen schwindelhafter Medien oft vortrefflich zustatten. Viele anscheinend unerklärliche „Manifestationen" würden ihres geheimnisvollen Charakters sehr rasch entkleidet sein, wenn die Anwesenden sich dieselbe Unbefangenheit und unbeeinflußte Aufmerksamkeit zu bewahren verständen, mit der sie etwa die Darbietungen eines berufsmäßigen, auf alle übernatürliche Hilfe verzichtenden „Zauberkünstlers" verfolgen. Gibt es doch in der Tat nur sehr wenige spiritistische Erscheinungen, die nicht genau ebenso, sogar unter beträchtlich erschwerten äußeren Umständen, auch von Taschenspielern vorgeführt werden können. Diese sogenannten „antispiritistischen" Vorstellungen haben vor den spiritistischen obendrein den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sie zwar weniger gruselig und nervenaufpeitschend, aber dafür auch um vieles unterhaltender zu sein pflegen.

Mancher wird sich der Vorführungen eines „orientalischen" Magiers mit dem volltönenden Namen Ben

Ali Bei erinnern, der lange Jahre die großen deutschen Städte bereiste und sie vielleicht noch immer bereist, und dem wir wohl nichts von seinem geheimnisvollen Nimbus rauben, wenn wir verraten, daß er einst auf



Abb. 3. Der geheimnisvolle Totenschädel I

den gut bayerischen Namen Auzinger getauft wurde. Seine Darbietungen bestanden im wesentlichen darin, daß er auf einer kleinen Bühne, deren Seitenwände und Hintergrund mit tiefschwarzem Stoff ausgeschlagen waren, allerlei Gegenstände scheinbar aus der leeren Luft griff oder sie, allen Gesetzen der Schwerkraft zum Trotz, in der Luft die mannigfachsten Bewegungen

ausführen ließ, ohne sie zu berühren. Die Inanspruchnahme von Versenkungen, unsichtbaren Drähten und dergleichen war völlig ausgeschlossen, weil der Bühnenboden freistehend auf Böcken errichtet war.



Abb. 4. Der geheimnisvolle Totenschädel II.

Der naive Zuschauer mußte daher notwendig in den Glauben versetzt werden, es hier mit einer höchst wunderbaren unbegreiflichen Erscheinung zu tun zu haben.

Dabei galt für diese Vorführungen nicht einmal das Wort: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei", sondern die einzige Kunstfertigkeit, deren der in die wallenden Gewänder des Orients gehüllte schwarzbärtige Zauberer

bedurfte, war das Talent, das Einerlei seiner Vorführungen durch immer neue Abänderungen und durch einen liebenswürdigen Fluß der witzigen Rede schmackhaft zu machen. Das Geheimnis der von ihm ver-



Abb. 5. Tischrücken I.

richteten Wunder bestand lediglich in der Tatsache, daß ein schwarz gekleideter Mensch, dessen Gesicht und Hände ebenfalls schwarz verhüllt sind, vor einem schwarzen Hintergrunde schon auf geringe Entfernung völlig unsichtbar wird. Der auf solche Art den Augen der Zuschauer entzogene Gehilfe des Zauberkünstlers konnte sich in der Tat vor dem schwarzen Hintergrunde

völlig frei bewegen, seinem Herrn und Meister die benötigten, in zwei kleinen Seitenkabinetten verwahrten Gegenstände reichen, durch ihr Hin- und Hertragen den Anschein erwecken, daß sie frei durch die Luft



Abb. 6. Tischrücken II.

spazierten, und ihr Verschwinden auf ebenso einfache und rätselhafte Weise bewirken wie ihr Erscheinen.

Die beigegebenen Abbildungen, die die Bühne bei Ausführung eines Kunststücks einmal mit dem schwarzen Hintergrund und einmal ohne ihn zeigen, machen das oben Gesagte ohne weiteres klar. Der durch die Luft schwebende Tisch verliert seinen geheimnisvollen

Charakter dabei ebenso vollständig wie der auf und nieder steigende, nickende und sich drehende Totenschädel. Man begreift leicht, daß sich die auf dem einfachen Kniff beruhenden Vorführungen beliebig weit ausdehnen lassen. Eine Entdeckung des Geheimnisses durch den nicht eingeweihten Zuschauer ist dabei vollständig ausgeschlossen, zumal, wenn durch mehrere unterhalb der Bühne angebrachte sehr helle Lampen die Augen des Publikums geblendet und gegen feinere Eindrücke abgestumpft werden.

Die beiden letzten Bilder veranschaulichen die Art, wie man auch das von den Spiritisten mit besonderem Eifer gepflegte „Tischrücken" ganz ohne die Unterstützung Verstorbener zustande bringen kann. Dieses Wunder besteht darin, daß ein kleiner, leichter Tisch, wenn mehrere nebeneinander stehende Personen ihre gespreizten Hände bei leichter gegenseitiger Berührung auf die Platte legen, in eine gewisse schwankende Bewegung gerät, so daß durch das Heben und Senken der Tischbeine Klopftöne entstehen. Aus der Zahl dieser Töne leitet man dann mehr oder weniger willkürlich die Antwort aus der vierten Dimension ab. Es soll nun keineswegs in Abrede gestellt werden, daß solche anscheinend unbeeinflußten Bewegungen eines Tischchens ohne jede gröbere Nachhilfe wirklich zustande kommen können, aber die Geduld der Teilnehmer wird dabei gewöhnlich auf eine ziemlich starke Probe gestellt. Dabei handelt es sich überdies meist nur um ein ganz geringfügiges Heben der Beine auf der einen Seite. Daß der Tisch mit allen vieren zugleich wie ein übermütiges junges Zicklein in die Höhe springt, läßt sich ohne tatkräftigen Beistand nicht erwarten. Spiritistische und nichtspiritistische Zauberer aber bringen auch das zuwege.

Sie bedürfen dazu nur eines oder zweier Mitarbeiter, die einige unauffällig über der Handwurzel am Vorderarm befestigte Haken unter den Tischrand schieben oder das Holz mit scharfen Spitzen fassen und auf diese Art ohne Benutzung der untätig auf der Platte liegenden Hände das leichte Tischchen nach Belieben heben und wieder sinken lassen, wie es auf unserem letzten Bilde klar ersichtlich ist.

Der Homer der Insekten

Von Adolf Koelsch

Mit 2 Bildern

Jean Henri Fabre kam arm wie eine Strauchbiene zur Welt, hat als Naturforscher gelebt und ist am 11. Oktober 1915 mit dem Ruhm eines Dichters gestorben, beinahe zweiundneunzigjährig, zu Serignan, einem kleinen Dorf der Provence, das er im Jahre 1878 zu dauernder Niederlassung aufgesucht hatte.

Auf Bildern aus seinen besten Jahren sieht man einen hageren Mann mit großem, weichem Schlapphut über dem Kopf und einem dunklen Rahmen von schwarzem Haar, das auf eine südliche Rasse hindeutet. Ein ungeheuer kluges, glatt rasiertes breites Gesicht, von strengen Furchen durchzogen, die Haut trocken und zerknittert wie Pergament, mit scharfen aber gütigen dunklen Augen und einem schmalen, humorvoll eingekniffenen Mund, blickt er überlegen und frei in die Welt wie einer jener kühnen Seefahrer verflossener Jahrhunderte, die den Erdball nach allen Richtungen hin durchstreift und Wunder über Wunder gesehen haben. Auf Bildern aus späterer Zeit sieht man ihn groß und fast dürr, unzertrennlich von seinem großen Hut, auf der Treppe vor seinem Häuschen stehen, angetan mit einem langen Schoßrock aus buntem Tuch, sehr enger Hose, Vatermördern und einer schwarzen Kragenbinde, wie man sie zur Zeit Lenaus und Eichendorffs trug, und dann gleicht er aufs Haar einem jener prächtigen, durch und durch von Lebensweisheit gesättigten Dorfschulmeister aus der Großvaterzeit, deren Gedenken den Älteren unter uns stets eine Sache sein wird, die stilles Behagen bereitet.

Es gibt keinen Insektenforscher, der diesen Süd-franzosen an Bedeutung erreicht, keinen Beobachter, der es ihm an Eindringlichkeit und Weite des Blickes gleichgetan, und keinen Schilderer, der ihn an Darstellungskunst übertroffen hätte. Und nur wenige Männer, die es zu Ruhm und zu einem Ansehen gebracht haben, das ihren Tod für alle Zeiten überdauern wird, haben es so schwer gehabt in ihrem Leben wie er.

Denn Jean Henri Fabre ist aus allerkleinsten Verhältnissen hervorgegangen. Er wurde am 23. Dezember 1823 in dem Dörfchen Saint-Léons im Departement Aveyron als Sohn ganz unbemittelter Bauersleute geboren und war von klein auf gezwungen, sich selbständig durchs Leben zu schlagen, so gut es ging. Da seine Eltern in ihrer wachsenden Dürftigkeit schon nach kurzer Zeit nicht einmal mehr das geringe Schulgeld aufbringen konnten, das ihm die Teilnahme am Unterricht in der Gemeindeschule von Rodez gestattet hätte, half er Sonntags bei der Messe, um es sich zu verdienen. Als seine Familie kurz darauf noch tiefer ins Unglück geriet, erwarb er sich durch Verkauf von Zitronen und durch Hilfsdienste bei der Eisenbahn seinen Unterhalt. Dazwischen streifte er barfuß und im groben Schafwollkittel, dem Wahrzeichen der Ärmlichkeit, auf den Feldern umher, setzte sich zu den Käfern ins Gras oder legte sich in den heißen Sand, um dem Getriebe des Ameisenlöwen, der Erdwespen und anderer hier hausender Tiere mit Staunen, Andacht und ein wenig blöden Gefühlen des Unverstands zuzusehen. Zu Hause lernte er aus Büchern, die ihm der Dorfpfarrer lieh, was irgend zu lernen war, erlangte Dank seiner Zähigkeit eine Freistelle auf der Lehrerbildungsanstalt zu

Avignon, gab Stunden und schaffte sich durch Rührigkeit und Klugheit allmählich so weit empor, daß man ihn bereits mit neunzehn Jahren in der Würde eines Unterlehrerkandidaten, würden wir sagen, aus der Anstalt entließ.

Er wurde Dorfschulmeister mit 700 Franken Jahresgehalt. Aber sein Ideal war, sich weiterzubilden und im Geiste engeren Anschluß an die Naturwissenschaften und jenen Teil der Wirklichkeit zu finden, mit dem er durch die Insektenabenteuer seiner Knabenzeit so innig verwachsen war, daß ihm nichts verlockender und erstrebenswerter erschien, als sein Leben ganz dem Studium dieser Tiere widmen zu dürfen.

Auch diesmal half ihm seine Zähigkeit fort, und bereits nach zwei Jahren eifrigsten Selbststudiums stieg der Dorfschulmeister, nach glänzend bestandenem Examen, zur Würde eines Bakkalaureus empor; damit hatte er sich die Berechtigung zum Unterricht an höheren Lehranstalten erworben.

In diesem Augenblick, erst einundzwanzigjährig, heiratete er. Die Dorfschulstelle gab er auf, und nun begann, da die Familie rasch Kinderzuwachs bekam und frühzeitig auf sieben Köpfe erstarkte, jenes Leben voll Unruhe, Bitternis, neuer Armut und anstrengendem Sklavendienst, das ihn als Lehrer für Physik, Chemie und Astronomie durch verschiedene Städte Südfrankreichs führte. Fast jede freie Zeit war angefüllt mit Privatstundengeben, und bis tief in die Nächte hinein saß er, mit der Anfertigung von schlecht bezahlten Unterrichtsbüchern beschäftigt, neben der Lampe, um sein trauriges Gehalt wenigstens so weit aufzubessern, daß seine Familie nicht geradezu darben mußte. Nur eine einzige naturwissenschaftliche Arbeit, die sofort

Darwins Aufmerksamkeit und größte Bewunderung für den jungen Franzosen erregte, konnte er in den ersten zwölf Jahren seiner Ehe veröffentlichen; so wenig verfügte er über die nötige Zeit.

Kaum merkbar begann sich seine Lage zu bessern, als er 1860 mit einem Gehalt von 1600 Franken als Lehrer an die Anstalt in Avignon zurückkehrte, aus der er selber hervorgegangen war. Aber als ihm das Leben auch fernerhin mit Schulstunden, Privatunterricht und schriftstellerischer Brotarbeit unerfreulichster Sorte zu verfließen drohte, Tag um Tag, Jahr um Jahr, ohne daß sich seine Sehnsucht nach freier wissenschaftlicher Forschung in größerem Maßstab verwirklichen ließ, riß ihm die Geduld, und er machte gewaltsam ein Ende. In einer Stunde der Verzweiflung legte er, emporgerissen von dem lebenslangen Wunsch, endlich einmal frei und selbstherrlich über seinen Geist und seine Zeit verfügen zu dürfen, im übrigen aber ein gequälter und von Pessimismus zerfressener Mann, die Professur in Avignon nieder und zog 1871 mit seiner Familie nach Orange, später, schon an der Schwelle der Fünfzig, nach dem noch kleineren Serignan, wo man ihn jetzt bestattet hat inmitten der Blumen und Insekten, die ihm zeitlebens die Nächsten gewesen sind, und unter jenem unendlichen, südlich flimmernden Sternenhimmel, von dessen Wundern er in einem schönen Buche erzählt.

Serignan wurde das Glück seines Lebens. Um wenige hundert Franken kaufte er sich ein armseliges und verlassenes, bis unter das Dach von Insekten bewohntes Häuschen, bekam auch ein Stück sonnenverbrannten Bodens dazu, den eine wüste Vegetation von Unkräutern und dornigem Zeug regellos überwucherte. Aber für Insekten war's ein Paradies.

Das hatte er sich gewünscht. Und hier war es auch, wo nun bald, gleichsam in der Wüste, jenes Laboratorium lebender Insektenkunde entstand, das mit der Zeit eine der berühmtesten biologischen Stationen der Welt geworden ist, obgleich die gesamte innere Ausstattung dieser Beobachtungsstation, ihr Reichtum an Apparaten und wissenschaftlichem Hilfswerkzeug eigentlich immer nur aus einigen Lupen und einer Menge von selbstverfertigten Schau-, Futter- und Larvenzuchtkästen bestanden hat. Hier schrieb Fabre das Hauptwerk seines Lebens, die zehn Bände der „Souvenires entomologiques", die seinen Namen durch alle Erdteile trugen und von denen Bruchstücke auch ins Deutsche übersetzt worden sind.

Nur das offizielle Frankreich, mit Ausnahme weniger Dichter und feiner Gelehrten, kümmerte sich auch jetzt noch nicht um diesen seinen großen südländischen Sohn. Sein siebenundachtzigster Geburtstag und damit der sechzigste Jahrestag seines werktätigen Forscherlebens mußte kommen, bis man sich in Paris seiner erinnerte und die Regierung ihm, der bis in seine Hochbetagtheit hinein immer wieder von erbärmlichsten und demütigendsten Sorgen um den Unterhalt heimgesucht war, einen bescheidenen Ehrensold zur Erleichterung seiner Greisenjahre bewilligte.

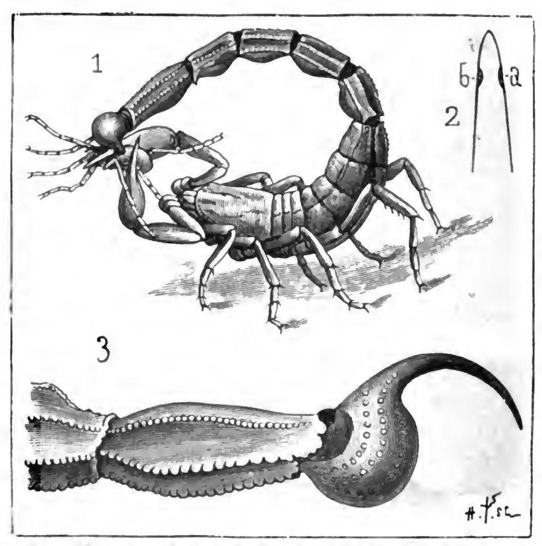
Das Große an Fabre war sein kühner und keuscher Sinn für die Wirklichkeit. Er wußte, daß die Natur in der Gestalt, in der sie vor uns liegt, eine unendliche Aufgabe ist, die der Mensch auch bei Einsatz seiner besten Kräfte nie ganz wird bewältigen können; er war sich auch klar darüber, daß aus diesem Grund in der Welt jedes Tieres, ob wir sie noch so gründlich durchforschen, immer ein Rest von Unerkennbarem bleibt. Dieses

Unerkennbare, an dem die meisten Forscher als an einem unwesentlichen Posten vorübergehen, nahm er mit in seine Schilderungen des Lebens auf. Es kommt dadurch ein Zug von Philosophie und dichterischer Beziehung in seine Schriften, den gewisse trockene Pedanten als unwissenschaftlich bemängeln. Aber in Wahrheit schwingt, wie die zweite Stimme in einem Lied, darin nur jene Saite der Wirklichkeit mit, die wie der ferne Saum eines zweiten, unseren Sinnen und Verstandeskräften unzugänglichen Lebens alle Kreatur dieser Erde umspielt und die Gestalten der Schöpfung erst zu wirklichen Harmonien vollendet.

Gleichsam als Beleg dieser Auffassung, die sich in jedem Kapitel seiner Werke durchsetzt, und zur Einblickgewinnung in seine feine geistreiche Arbeitsweise sei hier kurz an Fabres Studien über Skorpione erinnert, denen er manche Stunde seines Lebens und manche Zeile seiner Bücher gewidmet hat. Die Skorpione sind, wie man weiß, Gliederfüßler, am nächsten mit den Spinnen verwandt, achtbeinig wie sie, aber unter anderem dadurch von ihnen deutlich unterschieden, daß ihr Hinterleib in einen langen schwanzartigen Anhang ausläuft, den ein Giftstachel krönt. Sie sind hauptsächlich in heißen Ländern verbreitet, immerhin wird an warmen und trockenen Orten des südlichen Deutschlands in Form des Feldskorpions wenigstens ein Vertreter von ihnen gefunden. Es ist die gleiche Art, die im Süden Frankreichs schon recht häufig vorkommt, und mit der auch Fabre Versuche anstellte. Ausgewachsen ist der Feldskorpion mehr als kleinfingerlang, seine Färbung ist strohig gelb, sein Stich wird vom Menschen

mit dem gleichen Grad von Schmerzhaftigkeit wie der einer starken Wespe empfunden.

Fabre wollte wissen, welche Art von Insekten das an dürren, glutvollen Orten lebende Tier mit seinem Gifte



Der Skorpion faßt sein Opfer mit den Kopfscheren.
1. Angriffstellung des Skorpions. 2. Stachel des Skorpions; b und a Giftdrüsen. 3. Einzelheiten des Giftstachels.

bewältigen kann, und kam dabei unerwartet auf Gegensätze, die innerhalb einer Art zwischen Larven- und Reifeform des Insekts hinsichtlich seiner natürlichen Geschütztheit gegen den Giftstoff des Skorpionstachels bestehen.

Der Räuber, der ein sehr gieriger und zeitweise unersättlicher Fresser ist, pflegt sich dadurch in den Besitz der Beute zu bringen, daß er das Opfer mit seinen kleinen Kopfscheren packt, den Hinterleib wie einen

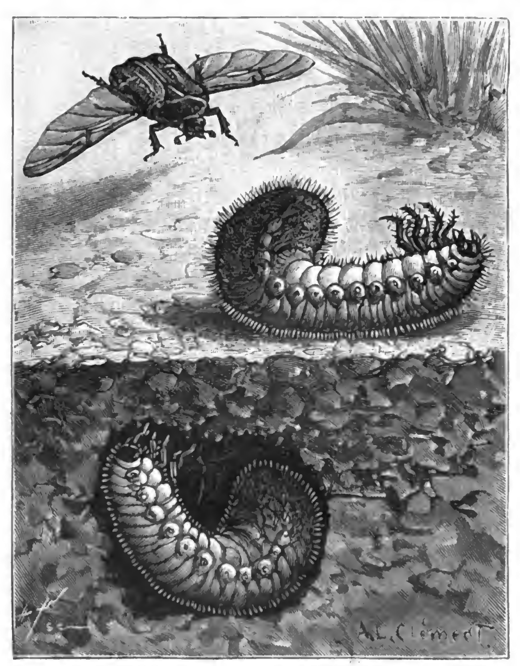
Speer über den Rücken erhebt und ohne Zaudern dem Gefangenen mit seinem Dolch ein paar Stiche versetzt, wohin er gerade trifft. Der Stachel bleibt einen Augenblick in der Wunde, um dem glashellen Gift Zeit zum Fließen zu lassen; falls es nötig ist, hageln dann weitere Stiche auf den Überfallenen nieder.

Fabre, der schon genugsam gesehen hatte, wie leicht kleine Tiere dem Gifte erliegen, setzte eines Tages einem Feldskorpion eine Maulwurfsgrille (Werre) vor, jenes dicke und plumpe, oft mehr als daumenlange Tier, das als ein ins Insektenschema übertragenes Zerrbild des Maulwurfs überall in unseren Feldern zu finden ist und teils durch seine Wühlereien, teils durch seine Fressereien an den Gemüsekulturen häufig großen Schaden anrichtet. Da die Werre „ein Gast fetten Bodens ist", während der Skorpion auf unfruchtbarem Erdreich wohnt, wo nur wenige Gräser gedeihen, kannten sich die beiden Insekten nicht, als sie in der engen Arena zusammentrafen. Trotzdem ging der Skorpion sofort keck auf die Werre los, die eine nicht minder drohende Kampfstellung einnahm und mit erhobenem Zangengerüst den fremdartigen Gegner erwartete. „Sie stimmte dazu eine Art Kriegsgesang an, ein dumpfes Knarren, das sie durch Aneinanderreiben der Flügelstummel erzeugte." Aber der Skorpion ließ sie ihr Lied nicht vollenden. Hinter dem gepanzerten Bruststück, wo die starke Rüstung in den weichen Hinterleib übergeht, versenkte er seinen Stachel. „Dieser einzige Stoß wirft das Ungetüm nieder, es bricht — wie vom Blitz hingeschmettert — zusammen. Noch sind einige unregelmäßige Bewegungen wahrnehmbar, doch nach einigen Stunden hören auch die Beinglieder mit ihren Zuckungen auf, das plumpe Tier ist unterlegen."

Das gleiche Schicksal widerfuhr jenen glänzenden, bald kupfrig, bald blau schimmernden, großen metallischen Rosenkäfern, die an schönen Sommertagen mit einem lauten und tiefen summenden Geräusch, wie es eine mit einem Stein beschwerte Schnur beim Schwingen durch die Luft erzeugt, Fliederbüsche und Rosensträucher umschwirren. An dem vollständig gepanzerten und schwer verwundbaren Körper dieser Tiere findet der Skorpion nicht leicht eine Stelle, in die er seinen Stachel vergraben kann; daher gibt es lange unentschiedene Kämpfe. Aber schließlich rutscht der Dolch doch in eine weiche Falte hinein, die sich beim Heben der Flügel entblößt, und unter Krämpfen erliegt der Käfer der Wirkung des Giftes.

Es war für Fabre eine große Überraschung, als er erlebte, daß die Larve des Rosenkäfers, aus der das fertige Tier durch Verwandlung entsteht, sich dem Gift des Skorpions gegenüber ganz anders verhält. Die engerlingartige Larve ist ein Moderfresser, der in faulenden oder gärenden Laubhaufen mit genügender Innenwärme zu finden ist und sich in der Weise fortbewegt, daß er über die Unterlage auf dem Rücken dahinrutscht. Der Skorpion stach die Larve erst, als er sich von ihr angegriffen glaubte, aber er stach sie so tief, daß Blut aus der Wunde floß. Fabre dachte, nun sei es um sie geschehen. Aber die Larve, statt in Zuckungen zu verfallen wie der Käfer, der sich aus ihr entwickelt, wand sich höchstens ein wenig; denn das Abenteuer hatte sie aufgeregt. Dann bewegte sie sich in der gewöhnlichen Weise weiter und grub sich hurtig in den Moder hinein. Hier begann sie ihre Wunde zu lecken und alsbald wieder ruhig zu fressen. Auch am nächsten und übernächsten Tag, wo die Wunde schon im Zuheilen war, verhielt

sie sich, als sei nichts geschehen. Genau so ging es mit vielen anderen Rosenkäferlarven, auch wenn Fabre sie



Der Rosenkäfer und seine Larve.

zwei- und dreimal hintereinander den Einspritzungen des Skorpions überließ.

Diese winzige Beobachtung — und darin erweist sich Fabre als der phantasievolle, großzügige Naturforscher, als den er sich stets bewährt hat — bildete den Ausgangspunkt einer umfassenden Reihe von Versuchen. Larven von allen möglichen Käfern, die sich

von tierischen oder pflanzlichen Stoffen nähren, bald im Boden, bald auf Sträuchern, bald in faulenden Baumwurzeln leben, wurden dem Skorpionenstich in unerbittlicher Weise ausgesetzt; desgleichen wurden viele Arten von Schmetterlingsraupen (Seidenspinner, Wolfsmilchschwärmer, Nachtpfauenauge und so fort) gleichzeitig mit den erwachsenen Tieren erprobt. Aber immer ergab sich das gleiche: während die Larven und Raupen vollkommen unempfindlich waren gegen das heftige Gift, erlagen ihm die fertigen Käfer und fertigen Schmetterlinge ausnahmslos genau so unentrinnbar wie die mächtige Maulwurfsgrille. . . . Sollte am Ende im Zustand der Puppenruhe, den alle diese Insekten beim Übergang von der Larvenform zum vollreifen Tier zu passieren haben, mit der Körpersubstanz eine derartig tiefgreifende chemische Veränderung vor sich gehen, daß sich hieraus die verschiedene Giftempfänglichkeit der Jugend- und Altersstadien eines und desselben Geschöpfes erklärte?

Diese Frage war es, die sich Fabre aufdrängen mußte. Und alsogleich ging er daran, zu untersuchen, wie jene Insekten, bei denen sich keine Verwandlung zwischen die Jugend- und Altersform einschiebt, sich dem Skorpionengift gegenüber verhalten. Nun gibt es ja solche Gliedertiere genug. Die Heuschrecken gehören hierher, die Maulwurfsgrillen, ja die ganze große Masse der Gradflügler wäre hier aufzuzählen. Für sie alle ist bezeichnend, daß sie das Ei in einer Form verlassen, die sich vom erwachsenen Tier höchstens in dem Maß unterscheidet wie der erwachsene Mensch vom Säugling: in beiden Fällen ist der Typus der Art schon vollständig in der Jugendform ausgeprägt, und die fernere Entwicklung besteht nur darin, daß Organe, die beim Säug-

ling und beim Heuschreckenkind bloß in Gestalt einer Anlage vorhanden sind, im Laufe des Lebens zu voller Größe und Leistungsfähigkeit ausgebaut werden. Das Alter entwickelt mit einem Wort die Heuschrecke und den Menschen, „aber es gestaltet sie nicht um", während Schmetterlingsraupe und Schmetterling ihrer ganzen Organisation und Erscheinungsform nach so verschieden sind, daß man bereit ist, sie als grundsätzlich auseinanderliegende und nicht zusammengehörige Lebensgestaltungen anzusehen.

In der Tat zeigte sich, daß bei den Heuschrecken und allen übrigen Insekten ohne Verwandlung die Jugendform gegen das Skorpionengift nicht geschützt ist; ob jung, ob alt, ob halbentwickelt oder ganz entwickelt — stets waren die Tiere gleich empfindlich gegen das Skorpionengift und gingen an dem ersten Stich ohne Rettung zugrunde.

Damit war der Verwandlungsakt, der sich im Insektenreich abspielt, und sein ganzes inneres Wesen von Fabre in ein völlig neuartiges und ungewohntes Licht gerückt worden. Denn es war nunmehr festgestellt, daß der Begriff einer bloßen Formveränderung das Geheimnis des Verpuppungsaktes in keiner Weise erschöpft. Es findet mehr und besseres statt als bloß ein äußerer und äußerlicher Übergang aus einer Form in eine andere. Dieses „Mehr" besteht, wie Fabre sich ausdrückt, in einer grundsätzlichen Umwandlung der „vitalen Statik des Insektenleibes". „Die Substanz gerät in Fluß . . . eine zweite Geburt vollzieht sich, die alles erneuert hat, im Bereiche des Unsichtbaren und Unberührbaren wie in dem des Materiellen. Dies ist mehr als eine Retusche in der molekularen Anordnung: es ist das Aufblühen vorher unbekannter Fähigkeiten. Es ist ein ungeheurer

Sprung in der Richtung des Fortschritts gemacht worden, allein der neue Zustand hat nicht das kräftige Gleichgewicht des früheren; die Vervollkommnung wird erworben auf Kosten der Stabilität, und daher geht das Insekt zugrunde bei einem Versuch, den die Larve ungefährdet aushält."

Fabre untersuchte im Anschluß hieran noch die Frage, ob Insekten, die sich aus gestochenen Larven entwickeln, die also in ihrer Jugend von dem Skorpionengift gleichsam geimpft worden sind, am Ende in ähnlicher Weise gegen den Giftstoff unempfindlich werden wie Menschen, denen zum Schutz gegen Diphtheriebakterien die Ausscheidungen dieser gefährlichen Keime eingespritzt worden sind. Im Hinblick auf die Serumforschungen unserer Zeit und ihre großen Erfolge lag diese Frage ja nahe. Das Ergebnis war jedoch negativ, obwohl Fabre es an großartigen Versuchen und echten Blutübertragungen nicht hat fehlen lassen. Alle seine Künste schlugen fehl, die Unempfindlichkeit ließ sich nicht von der Raupe auf das erwachsene Tier fortpflanzen. „Verhülle dein Gesicht, unfähiger Physiologe", schließt er seinen Bericht. „Das Tier läßt sich nicht nach der Art chemischer Reagenzien behandeln."

Eine Entziehungskur

Erzählung von W. Harb

Eine der prächtigsten Villen vor der Stadt gehörte dem Konsul und Großkaufmann Philipp Erhard Janssen. Sie lag in einem parkartigen Garten, den man durch ein hohes schmiedeeisernes Tor von kunstvoller Arbeit betrat, ein breiter Kiesweg führte zu der vornehmen Eingangshalle. Durch das Erdgeschoß zog sich eine Flucht heller, hoher Zimmer, die mit gediegener Pracht ausgestattet waren, jeder Raum zeugte von dem Geschmack und dem Reichtum des Besitzers, dessen Name an der Börse einen guten Klang hatte, und dessen Vermögen man auf mehrere Millionen einschätzte. Es war noch Friede im Land. Und wer hätte auch vor ein paar Jahren daran glauben wollen, daß gar bald höhere Mächte die Geschicke der Völker wie der einzelnen Menschen umschmiedeten. Damals mußte noch mancher Schicksal spielen um der Seinen willen, dem später vielleicht der Krieg diese Aufgabe, wenn auch ein wenig unzart, abgenommen hätte.

In einem der Gemächer, in der Nähe des hohen prächtigen Kaminaufbaus saß Herr Philipp Erhard Janssen, ein ergrauter Sechziger mit scharfen Gesichtszügen und klugen, lebhaften Augen. Er war damit beschäftigt, die Eingänge der Tagespost durchzusehen, eine ziemlich umfangreiche Arbeit. Sein Gesicht war ernst, ein Zug des Leides und Kummers hatte sich darin eingegraben. Einige Briefe, die er besonders aufmerksam durchgelesen hatte, legte er beiseite, aber nach Bewältigung des übrigen Haufens nahm er sie noch einmal vor. Dann erhob er sich und ging mit langsamen Schritten durch das weite Gemach.

„Ich bin nun sechzig Jahre alt geworden —"

dachte er, „und was ich errang im Leben, das verdanke ich meiner Sparsamkeit, meinem Arbeitsfleiß und nicht zum letzten Gottes Segen. Ich habe klein angefangen und hart ringen müssen — mein Pfad ging steil hinauf — soll das alles vergeblich gewesen sein? Soll ich es nur so weit gebracht haben, um an dem Liebsten, was ich habe, zu erfahren, daß auf dem Gold ein Fluch liegt! Meine Söhne, meine Söhne!" Sein Antlitz krampfte sich zusammen, und sein Blick fiel wieder auf die Briefe.

In dem einen teilte ihm ein Freund mit, sein Ältester, Bodo, der bei dem teuersten Kürassierregiment als junger Offizier stand, führe ein derartig zügelloses Leben, daß man ihm das baldige Ende seiner Laufbahn prophezeien könne. Die Geschichten, die man sich von dem jungen Herrn erzähle, und deren größter Teil wohl leider nicht in das Reich der Fabel gehöre, überstiegen alles Maß des Dagewesenen, und der Schreiber halte es für seine Pflicht, dem Vater davon Nachricht zu geben, so schmerzlich sie sei.

Konsul Philipp Erhard Janssen seufzte tief auf. „Solche Kunde kommt mir heute nicht zum erstenmal. Bodos sträflichen Leichtsinn und unglaubliche Verschwendung kenne ich nur zu gut. Aber nun weiß ich auch, daß alle seine Beteuerungen und Versprechen in den Wind gesprochen sind. Habe ich dem Schlingel nicht die haarsträubendsten Spielschulden bezahlt, als er vor zwei Monaten hier war, und allzu milde noch einmal ein Auge zugedrückt? Kaum ist er wieder in dem lustigen Leben drin, treibt er es ärger als zuvor."

Er schleuderte den Brief mit einer Gebärde des Ekels von sich. „Der Junge geht mir zugrunde. Das Geld seines Vaters wird ihm zum Fallstrick und Verderben. Er wirtschaftet damit, als ob der Beutel

unerschöpflich sei. Pfui über ein solches Leben! Alle Wege stehen ihm offen, und er taucht unter im Sumpf der niedrigsten Daseinsgenüsse."

Der zweite Brief war um nichts erbaulicher. Professor Lohmann teilte mit, daß Heinz, des Konsuls zweiter Sohn, der die Universität bezogen hatte, allem Anschein nach im Begriff stehe, sich leiblich und seelisch zugrunde zu richten. Da der Vater gebeten habe, ein wachsames Auge auf diesen hochbegabten, aber leichtlebigen und charakterschwachen Sohn zu haben, so erfülle er die unangenehme Pflicht, den Vater über das nicht zu entschuldigende Treiben seines Heinz zu unterrichten. Einzelheiten wurden als Belege angeführt, über die der Konsul verständnislos den Kopf schüttelte.

Ja, das mußte arg sein. Professor Lohmann war der letzte, der der studierenden Jugend die akademische Freiheit beschnitt und über das Austoben des raschen Blutes philisterhaft zu Gericht saß. Nur äußerste Notwendigkeit konnte ihm die Feder in die Hand gedrückt haben.

Der alte Herr setzte seinen Weg durch das Zimmer fort. Sinnend blieb er einen Augenblick vor dem Bildnis seiner verstorbenen Gattin stehen, die ihn aus reichem Rahmen lebensähnlich anblickte.

„Wärest du am Leben geblieben," murmelte er, „vielleicht stände es anders und besser hier im Hause. Ich spreche mich nicht frei von Schuld. Ich bin wohl von Natur kein guter Erzieher, und als Vater war ich oft zu sanft und nachgiebig. Meine Geschäfte ließen mir nicht die nötige Zeit für meine Kinder."

Janssen ließ sich in den bequemen Sessel fallen und starrte vor sich hin.

„Es wird in Deutschland nicht allzu viele Studenten

geben, die über einen solchen Wechsel verfügen können wie Heinz. Wenn ich damit vergleiche, was ich besaß, als ich in seinem Alter war! Aber er kommt damit lange nicht aus und verbraucht das Doppelte und Dreifache. Wenn es so weiter geht, verbummelt auch er mir. Werde ich es je erleben, daß meine Söhne eine angesehene Stellung und einen geachteten Namen haben? Es ist eine bittere Wahrheit: was die Väter sammeln, zerstreuen die Söhne. Eine harte Jugend voller Entbehrung ist heilsamer als das sorglose Aufwachsen in Üppigkeit und Reichtum."

Die Flügeltüren des Zimmers öffneten sich, und herein flatterte des Konsuls jüngstes Töchterlein, ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Janssens Miene erhellte sich. „Was willst du, Lotti?"

Die Kleine schob ihre zierliche, geschmeidige Gestalt in den Stuhl, der dicht neben des Konsuls Sessel stand, schlang die Hände ums Knie und sah den Vater schmeichelnd an. „Den Schmuck, Väterchen, halb und halb hattest du mir ihn schon versprochen."

Das Gesicht des Alten verdüsterte sich wieder. „Ich wüßte nicht, daß ich dir etwas versprochen hätte. Du bist noch viel zu jung, Lotti, für solch eine Kostbarkeit."

Das Mädchen schmollte und schmeichelte abwechselnd, bettelte und trotzte, da es seinen Zweck nicht gleich erreichte.

Der Konsul stand unmutig auf. „Ich werde es mir überlegen," sagte er mit abweisender Miene. „Das Schmuckstück kostet mehrere hundert Mark."

Lotti sah halb erstaunt, halb belustigt drein. „Die paar lumpigen hundert Mark spielen doch bei uns gar keine Rolle."

Janssen blieb stehen und sah sein Kind streng an.

„Reize mich nicht, Lotti. Was weißt du von Geld und Geldeswert? Wo ist Ada?“ setzte er kurz hinzu.

„Ada kam soeben von ihrem Spazierritt heim. Ach, Väterchen, wenn ich doch erst so groß und erwachsen wäre wie Ada! Die genießt ihr Leben und darf alles mitmachen, Theater und Bälle und Gesellschaften. Ada, die tut, was sie will, während unsereins sich noch mit den langweiligen Stunden herumschlagen muß. Du, Papa, ich glaube, mit Ada und dem jungen Baron ist es nun bald so weit. Er ist doch ein schneidiger Kavalier, was? Wenn er auch nur noch die paar Haare auf dem Kopf hat.“

Der Konsul schnitt das Geplauder mit einem scharfen Wort ab. „Rufe mir Ada; ich habe mit ihr zu reden.“

Die Kleine verschwand. Sie mochte es für geratener halten, ihre Wünsche wegen des Schmuckes im Augenblick zurückzustellen. Draußen traf sie ihre ältere Schwester und richtete die Bestellung aus. „Das Barometer steht auf Sturm; Papa ist in einer gräßlichen Laune.“

Eine hochgewachsene, schlanke Blondine trat ins Zimmer und reichte dem Vater die Hand. „Du hast mit mir zu reden, Papa?“

„Das habe ich. Der Verkehr mit dem Baron Habenichts wird aufhören. Ich hoffe nicht, daß du im Ernst daran denkst ...“

Ada machte ihre hochmütigen Augen. „Er hat mir heute einen Antrag gemacht, Vater.“

„Vortrefflich,“ knurrte Janssen. „Und du?“

„Ich habe mir Bedenkzeit erbeten. Schon weil es so üblich ist.“

„Ada, daraus wird mit meinem Willen nie etwas. Bedenke, wer er ist!“

„Nun ja, ein Sproß aus altem Adelsgeschlecht.“

„Ein stadtbekannter Lebemann und Verschwender. Seine Schulden gehen in die Hunderttausend."

„Aber Papa! Du bist doch in der Lage, dir einen feudalen Schwiegersohn zu leisten. Er ist doch nicht übel, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle."

In dem Konsul stieg der Grimm auf. „Dein Geld will er und weiter nichts. Bist du denn nicht so klug, das einzusehen, Ada? Ein ganz gewöhnlicher Goldfischangler und Mitgiftjäger ist er."

Ada sank nachlässig in die Ecke der Ottomane. „Warum regst du dich so auf, Papa? Ein Kavalier muß manchmal nach Geld heiraten. Meinst du, ich mache mir Illusionen über die Ehe? — Oder glaubst du, daß ich Geschmack fände an einem gewöhnlichen Liebesverhältnis, wie es jeder Verkäufer mit einem Ladenfräulein anknüpfen kann?"

Die junge Dame, die gewohnt war, in ihrem Tun und Denken sich nicht viel um die Ansichten anderer Leute zu kümmern, sah den Vater aus den halbgeschlossenen Augen erwartungsvoll an.

Aber der Konsul war am Ende seiner Selbstbeherrschung. „Verlaß mich jetzt, Ada. Ich bin nicht in der Stimmung, mit dir zu streiten. Auch fürchte ich, daß ich dir Wahrheiten sagen müßte von solcher Härte und Herbigkeit..." Seine Stimme zitterte.

Ada rauschte hinaus. Sie schien ziemlich unbekümmert der weiteren Entwicklung entgegenzusehen. Der Vater hatte noch immer nachgegeben, wenn er auch zuweilen seine altmodischen und unstandesgemäßen Ansichten auskramte.

Philipp Erhard Janssen blieb in tiefer Niedergeschlagenheit zurück.

„Meine Kinder!" schrie es in ihm auf, „wie ist es

möglich, daß meine Kinder so geworden sind? Nirgends eine Spur in ihnen von ernstem Streben, von reiner, hoher Gemütsart, von gediegener Lebensauffassung! Alle jagen sie dem Augenblicksgenuß nach, dem Tand, dem Flitter und dem Schein, und Lotti wird bald getreulich in die Fußtapfen Adas treten."

Vor dem Bilde seiner heimgegangenen Gattin machte er wieder halt.

„Wir haben das Glück anderswo gesucht und gefunden," flüsterte er. „Was groß und edel und gut ist, das liebten wir. In Kunst und Dichtung fanden wir die besten Genüsse für unsere Mußestunden. Und wir hatten auch ein Herz für die Welt außer uns. Wir haben miteinander die guten und bösen Tage getragen und daraus gelernt. Meine Kinder kennen weder des Lebens Ernst noch des Lebens Leid. Wenn sie das kennten, sie würden anders sein. Das Geld wird ihnen zum Fluch."

Philipp Erhard Janssen, der Vielbeneidete, bedauerte in dieser Stunde, daß er mehrfacher Millionär und einer der reichsten Leute der Stadt war. —

Es war etwa eine Woche später.

Der flotte Kürassierleutnant Bodo Janssen räkelte sich in seinem Bette und verspürte noch nicht die mindeste Lust aufzustehen, obgleich es beinahe zehn Uhr war und die Sonne hell durch die Fenstervorhänge schien. Es war gut, daß Sonntag war und folglich kein Dienst. Die gestrige Abendsitzung war besonders schwer gewesen, und Bodo wußte aus Erfahrung, wie nach einer solchen Festlichkeit in der Morgenkälte der Drill auf dem Kasernenhof und in der Reitbahn schmeckt.

Endlich erhob er sich und schritt zum Waschtisch. Brr, der Brummschädel! Im Kopfe war's ihm wüst

und wirr, und jede Erinnerung darin wie ausgelöscht. Das kalte Wasser weckte die entschwundenen Lebensgeister, und sie krochen hervor wie fahle Gestalten aus dunklem Winkel. Die Erlebnisse des letzten Abends! Der Herr Leutnant konnte ihnen nicht die Tür weisen wie einem zudringlichen Gläubiger.

„Puh!" machte er und schüttelte sich.

Das noch vom Sekt umnebelte Gehirn stellte zwei peinliche Tatsachen mit immer unangenehmer hervortretender Deutlichkeit fest: eine ernste Vermahnung durch den Oberst, die schon mehr einem dienstlichen Rüffel gleichkam, und ein endloses Gelage mit nachfolgendem Spiel, in dem er eine schauderhafte Summe verloren hatte.

„Scheußlich!" sagte er in einer Anwandlung von Selbsterkenntnis.

Als er den letzten Bürstenstrich vor dem Spiegel tat, regte der alte Leichtsinn schon wieder die Schwingen. „Na — der alte Herr muß aushelfen. Wird zwar diesmal nicht ohne ein heilloses Donnerwetter abgehen —"

Der Bursche trat ein. „Ein Telegramm, Herr Leutnant!"

Die roten Hände an der Hosennaht, die Stülpnase gen Himmel gereckt, so stand der gute Przbylski, bis sein Leutnant ihn wegtreten ließ.

Bodo riß die Depesche auseinander und sah hinein.

Philipp Erhard Janssen richtete an seinen Ältesten drahtlich die nachdrückliche Aufforderung, sofort nach Hause zu kommen. Schwerwiegende Ereignisse machten seine Anwesenheit unumgänglich notwendig.

„Na, was hat denn der Alte —?"

Der junge Offizier schüttelte verständnislos den

Kopf, aber er kam dem väterlichen Befehl sofort nach. Das Eingeben des Urlaubs war freilich eine höchst unangenehme Sache, und der Oberst war so zugeknöpft und eisig, daß Bodo sich glücklich schätzte, als der Eisenbahnzug die Entfernung zwischen ihm und seinem Vorgesetzten in jeder Minute vergrößerte. Vergebens überlegte er, was die Ursache dieser plötzlichen Heimberufung sein könne.

Auf einem Knotenpunkt traf er mit seinem Bruder Heinz zusammen, der ebenfalls telegraphisch gerufen worden war. Auch auf Heinzens hübschem Jünglingsgesicht lagen die Spuren durchjubelter Nächte. Die beiden jungen Leute zerbrachen sich nun zusammen die Köpfe über die Depeschen, ohne klüger zu werden. Sollte Adas Verlobung gefeiert werden? Dann hätte das Telegramm wohl etwas anders gelautet. Mit nicht ganz reinem Gewissen und geheimen Befürchtungen legten sie die Reise zurück. Sie nahmen ein Auto und fuhren nach der Villa.

Ada kam ihnen bestürzt entgegen; Lotti hatte ein verweintes Gesicht.

„Mein Gott, was ist geschehen?“ rief Bodo.

Sie legten ihre Mäntel ab und folgten den Schwestern in das nächste Zimmer.

„Entsetzliches! Papa hat sein Geld verloren! Wir sind Bettler.“

Sie sprudelten heraus, was sie wußten, mit fiebrigen Augen und blassen Wangen. Die Brüder standen wie zu Stein erstarrt. Von Bodos Lippen rang sich ein lallender Laut.

„Wie ist das nur gekommen?“ stöhnte Heinz. „Wo ist Papa? Er ist doch wohl?“

„Er ist in seinem Zimmer — merkwürdig stark und

ziemlich gefaßt. Er teilte uns die schlimme Nachricht auch ganz ruhig mit. Wie kann man das nur?"

Ada rang die Hände. „Abscheulich ist es und furchtbar! Denkt, wir sind arm. Am Ende müssen wir uns noch selber unser Brot verdienen. Ich überleb's nicht! Morgen weist die ganze Stadt mit Fingern auf uns."

„Der arme Papa!" schluchzte Lotti. Die Kleine übersah noch nicht, welche Folgen der Umschwung für sie selber haben würde.

„Es ist zum Rasendwerden," schrie Ada und reckte die Arme.

Bodo lag leichenblaß in der Ecke des Diwans. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne. Die letzten Tausende, die er im leichtsinnigen Spiel eingebüßt hatte, führten vor seinen Augen einen Tanz auf. Was sollte werden?

Der Student rannte von einer Ecke des Zimmers in die andere, wie ein wildes Tier im Käfig. „Das ist ja, um sich die Haare zu raufen und den Kopf einzurennen." Er trat an Bodos Lager. „So sag doch was, Bodo! Hast du Sprache und Verstand verloren?"

„Es wäre kein Wunder, und ich bin nah' daran," kam es dumpf zurück. „Es ist alle. Wer kein Geld hat, ist ein Lump."

Ada war in die Knie gesunken und legte Haupt und Hände auf einen Stuhl. Ihre Schultern hoben und senkten sich krampfhaft, und die Flechten ihres Haares, das sich zum Teil gelöst hatte, rollten ihr über den Nacken.

Die Türe öffnete sich, und Janssen trat ein.

„Da seid ihr," sagte er ohne Zittern mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Aus euren Gesichtern sehe ich,

daß ihr schon wißt, weshalb ich euch kommen lassen mußte. Ja, es ist kein fröhlicher Anlaß, meine Kinder."

Ada erhob sich und trat ans Fenster; Bodo sprang auf und ergriff seines Vaters Hand.

„Ist das Schreckliche denn wirklich wahr?" Seine Stimme klang rauh und heiser. „Ist uns nichts, gar nichts geblieben? Vater, sag's, wie es steht, und foltere uns nicht länger!"

Philipp Erhard Janssen warf einen Blick auf seine vier Kinder und sprach gelassen: „Folgt mir in mein Arbeitszimmer. Ihr sollt alles hören und wissen. Wir müssen darüber ins reine kommen, wie unsere Zukunft sich gestalten wird."

Er schritt voran, und seine Kinder folgten ihm, zuerst Lotti, dann Bodo und Heinz mit steinernen Gesichtern, zuletzt Ada, die wie eine Kranke hin und her wankte. Es ging durch den mit Wandgemälden verzierten Speisesaal, durch den Salon zu dem kleineren Arbeitszimmer des Hausherrn. Janssen setzte sich und lud seine Kinder mit einer Handbewegung ein, das gleiche zu tun.

Der Konsul begann in geschäftsmäßiger Weise, ernst und sachlich, ohne Selbstanklagen und ohne fruchtlose Wehleidigkeit. „Zunächst ein Wort zur Beruhigung, Kinder. Ich habe Riesenverluste gehabt. Wie sie entstanden sind, kann ich euch kaum auseinandersetzen, vielleicht würdet ihr's auch nicht verstehen; kurz, die Millionen sind dahin. Soweit ich die Lage übersehe, werden wir jedoch nicht ganz ohne Mittel dastehen. Eine Summe wird mir bleiben, deren Ertrag uns vor dem Ärgsten schützt. Aber wir werden uns einschränken und unser bisheriges Leben vollständig ändern müssen. Im günstigsten Falle bleiben mir jährlich sechs- bis achttausend Mark."

Ada fuhr von ihrem Sitz in die Höhe. „Und das sagst du so trocken und gleichgültig, Papa, als ob es sich um eine Kleinigkeit handelte? Sechs- bis achttausend Mark! Wie sollen wir von der lächerlichen Summe alle leben?"

Janssen beachtete ihren Ausbruch kaum. „Es wird gehen, und es muß gehen," fuhr er fort. „Wir werden uns, wie gesagt, auf das äußerste einschränken und dem gewohnten Luxus entsagen. Es mag euch vorkommen wie eine ungeheuerliche, unmögliche Zumutung, allein die bittere Notwendigkeit wird uns zwingen, unsere Ansprüche an das Leben herabzusetzen. Solch ein Zusammenbruch ist das schlimmste noch nicht, was dem Menschen begegnen kann, wiewohl ich eure Gefühle und euer Entsetzen begreife und würdige. Ihr seid im Wohlleben aufgewachsen, ihr habt das Geld verstreut, ohne zu rechnen — ich bedaure, daß ihr jäh aus einem sicheren und üppigen Dasein hinaus müßt in den Kampf, in die rauhe Wirklichkeit."

„Papa!" schrie Ada. Bodo schlugen die Zähne wie im Fieber. Der Student riß so heftig an einer Troddel, die seinen Sessel zierte, daß er sie in der Hand behielt. Nur Lotti benahm sich gefaßter. Sie schlich sich leise zu ihrem Vater, kuschelte sich dicht bei ihm nieder und streichelte seine schmale, geäderte Hand.

„Es wird schon gehen, Väterchen," meinte das Kind. „Wir wollen alle fleißig sein und — und an den Schmuck denke ich schon gar nicht mehr."

Janssen zog das Mädchen an sich. „Lotti hat das Rechte getroffen. Ich habe zeitlebens hart gearbeitet, und ich kann euch sagen, Arbeit allein befriedigt, Arbeit gibt einen Lebensinhalt. Um mit dir anzufangen, Heinz, dein Wechsel wird schmal werden, mein Junge,

und du mußt mit dem Studieren ernstlich anfangen. Strich unter die Vergangenheit! Gib dir selbst das feste Versprechen, das du halten willst wie ein Ehrenwort: die Bummelei hört auf. Keine Vergeudung der Zeit, keine Zersplitterung der Kräfte! Zeige, was in dir steckt, beweise, daß du etwas kannst, wenn du willst. Hast du den Mut, das Versprechen zu geben?"

„Ich muß schon," sagte der junge Mann tonlos.

„Und du, Bodo, ich kann dir nicht helfen, du mußt das teure Regiment aufgeben und in ein billigeres eintreten, das wird dich einen schweren Kampf kosten. Oder du mußt die ganze Laufbahn aufgeben. Die Zulage, die ich dir gewähren kann, verträgt sich nicht mit deinen bisherigen Lebensgewohnheiten. Werde ein ganzer Mann und sieh dem Schicksal mutig ins Auge! Du kannst das alles, wenn du willst, denn in dir steckt viel von deiner Mutter Blut. Was meinst du, willst du deinem alten Vater die Freude machen?" Bodo reichte dem Vater die Hand. Von jeher hatten eindringliche Worte ihn leicht zu einem Versprechen hingerissen. Janssen sah ihm ernst und prüfend ins Auge. „Wirst du auch halten können, was du gelobst?"

„Was bleibt mir anderes übrig, Vater? Aber," fügte er kleinlaut hinzu, „ich habe noch Verpflichtungen. Hätte ich gewußt, wie es hier zu Hause steht, du darfst es mir glauben, Vater, ich hätte mich mehr zusammengenommen."

„Schon gut. Sag mir im vollen Vertrauen, wie hoch sich deine Verbindlichkeiten belaufen, und ich werde noch Mittel und Wege finden, sie zu tilgen."

Bodo trat erleichtert zurück. In seinem Herzen waren wirklich die besten Vorsätze.

„Nun komm ich zu dir, Ada."

Die stolze Schönheit sprang auf. „Spare deine Worte, Vater. Ich weiß schon, was du sagen willst. Ich kann ja hingehen und als Stütze oder Gesellschafterin eine Stellung suchen. Gott, wenn Mutter das erlebt hätte! Macht aus mir, was ihr wollt. Unser Leben ist ja doch verpfuscht. Nur fort hier aus der Stadt, wo wir etwas gewesen sind, fort von den Menschen, die jetzt nichts mehr von uns wissen wollen. Ach, es ist ja alles so gleichgültig."

„Ich denke nicht daran, meine Töchter aufs ungewisse in die Welt hineinzujagen," versetzte der Konsul ohne Erregung. „Natürlich geben wir diese kostspielige Wohnung und den ganzen teuren Haushalt auf und ziehen in eine andere Stadt. Dort nehmen wir eine behagliche Wohnung, in der wir glücklich genug sein können, wenn wir wollen. Das echte Glück ist nicht an die Höhe des Steuerzettels gebunden. Ihr, Lotti und Ada, bleibt bei eurem Vater, der sich nichts sehnlicher wünscht, als daß ihr etwas Tüchtiges lernt und im eifrigen Vorwärtsstreben Befriedigung findet. Wir werden Gelegenheit genug haben, uns das Leben reich und schön und anmutig zu gestalten. Nur müßt ihr manches über Bord werfen, was euch bisher dazu unerläßlich schien, manche Vorurteile abstreifen — nicht zum Schaden eures inneren Menschen, Kinder. Unglück erzieht, es fördert und macht stark."

Er machte eine Pause und blickte Ada an.

„Schließlich suchst du uns noch einzureden, Papa, daß der Zusammenkrach kein Unglück ist, sondern ein Segen für uns." Sie lachte auf.

„Das ist meine volle Überzeugung," sagte der alte Herr fast hart.

Die Unterredung war zu Ende. Philipp Erhard

Janssen war wieder allein im Gemach, nachdem sich die Tür hinter seinen Kindern geschlossen hatte.

„Sie müssen sich mit der Wendung der Dinge abfinden, und sie werden es," sagte er sich. „Wenn es noch etwas in der Welt gibt, das sie heilt und sie zu Charakteren heranreifen läßt, dann ist es dieser Umschwung. Was nützt der Reichtum und die Fülle der Güter, wenn der erste Zweck des Daseins verfehlt wird, ein tüchtiger Mensch, ein nutzbringendes Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden."

Beinahe ein Jahr war vergangen.

Konsul Janssen bewohnte mit seinen beiden Töchtern ein geräumiges Stockwerk. Ihre Lebensführung war einfach zugeschnitten, aber Mangel litten sie nicht. Man hatte weder Auto noch Reitpferde, gab nicht Tausende und Abertausende aus für Kleider und Schmuck, und in der tonangebenden Gesellschaft spielte man keine Rolle. Auch verkehrten keine Barone mit reichem Stammbaum aber leerer Tasche mehr bei Janssens. Adas Verehrer verschwand damals spurlos, als es hieß, daß dort eine Millionenmitgift nicht mehr zu holen sei.

Wie ein übermütiger Junge kam Lotti die Treppe hinaufgestürmt und flog ihrem Vater in die Arme. „Weißt du, was er gesagt hat, Vater? Er hat es ausgesprochen, daß ich großes Talent habe. Darf ich mich ausbilden lassen?" Ihr dunkles Köpfchen erglühte im Feuereifer; ihre Augen glänzten.

Der Konsul strich seiner Jüngsten über das weiche Haar. „Ich wäre ja ein Rabenvater, Lotti, wenn ich die Anlagen nicht fördern wollte, die in meinen Kindern schlummern. Natürlich sollst du ausgebildet werden. Bei den besten Lehrern sollst du Unterricht haben."

„Reicht es denn auch, Vater?“ fragte sie schüchtern.

„Gewiß, Kind!“

Lotti jubelte den ganzen Tag. Sie hatte, wie sich allmählich herausstellte, ein ungewöhnliches musikalisches Talent, und Janssen tat alles, die aufflackernde Flamme der Begeisterung anzufachen.

Wie jung er jetzt aussah! Seit man die Prunkvilla verkauft und sich in den bescheideneren Verhältnissen eingelebt hatte, war neue Lebensfreude bei ihm eingezogen.

Schmunzelnd las er einen Brief, den ihm sein Heinz geschrieben hatte. Der ehemals so leichtsinnige Student war nicht wiederzuerkennen. Seitdem er wußte, daß die Ausgestaltung seiner Zukunft allein von seinem Fleiß und seiner Tüchtigkeit abhing, daß des Vaters Goldfüchse ihn nicht mehr herausreißen konnten aus den selbstgeschaffenen Nöten, war die Verschwendungs- und Vergnügungssucht in ihr Gegenteil umgeschlagen. Heinz war ein bis zum Geiz sparsamer und strebsamer Mensch geworden, und seine Professoren prophezeiten ihm eine blühende Zukunft.

„Wenn ich bedenke, Vater,“ schrieb er, „wie ich noch vor einem Jahr lebte und handelte, und was jetzt aus mir geworden ist, so grolle ich dem Schicksal wahrlich nicht. Was wir damals für das größte Unglück hielten, das uns treffen konnte, das ist uns zum Heil und Segen ausgeschlagen.“

„Der wird,“ sagte Janssen mit stiller Freude.

Aber auch von Bodo lagen gute Nachrichten vor, und vor kurzem hatte sich der Vater bei einem Besuch in Bodos Garnison selbst davon überzeugt, wie beliebt der junge Offizier war, und wie ernst er seine Pflichten nahm. In die Janssenschen Söhne war ein anderer Geist gefahren, oder, wie der Konsul sich ausdrückte,

ihre wackeren Naturanlagen entwickelten sich nun frei und günstig.

Für Ada war der Übergang in die neuen Verhältnisse am schwersten gewesen. Sie empfand das Herabsteigen in die kleinbürgerliche Sphäre als eine unerträgliche Demütigung und kam sich vor wie ein Schmetterling, dem der glänzende Staub von den Flügeln gestreift ist. Wer redete von ihr, und was galt sie noch? Nicht so sehr die Entbehrung mancher gewohnten Lebensgenüsse als vielmehr das drückende Gefühl, fortan keine Rolle mehr in der Welt spielen zu können, war ihr schrecklich. Das bohrte und nagte an ihr, das überwand sie erst ganz langsam. Janssen ließ ihr Zeit und war besonders mild und gütig gegen sie. Es war ihm daher eine außerordentliche Freude, als Ada nach Verlauf eines halben Jahres an der Umwelt wieder Anteil nahm und sich praktisch betätigte. Sie bekam rote Wangen und lebhafte Augen dabei. Und vor allem wurde sie liebenswürdiger und verlor den hochmütigen Zug.

„Donnerwetter, Mädels," sagte Heinz bei einem Besuch im väterlichen Heim, „wie seid ihr hübsch geworden! Nimm's mir nicht übel, Ada, früher warst du eine unausstehliche Kröte. Bitte, was ich dir jetzt sage, ist eine große Schmeichelei. Ihr habt beide so etwas Sinniges und Natürliches und Weibliches bekommen. Vater ist stolz auf euch. Wißt ihr das?"

Ein zweites Jahr strich vorüber wie das erste. Heinz bereitete sich aufs Examen vor, und Bodo wurde Oberleutnant. Ada aber verlobte sich. Ein junger Professor der Kunstgewerbeanstalt warb um ihre Hand, und Ada sagte mit Freuden ja, denn sie liebte ihn. Die stolze Ada fand nun doch Geschmack an „einem ganz

gewöhnlichen Liebesverhältnis, wie es jeder Verkäufer mit einem Ladenfräulein anknüpfen kann". Janssen konnte es nicht unterlassen, sie neckend an ihre eigenen Worte zu erinnern.

„Ach damals!" sagte Ada, strahlend vor Glück.

„Hättest du jetzt lieber den vornehmen Baron von Habenichts?"

Die Tochter hielt dem Vater den spottenden Mund zu. „Man wird ja klüger, Vater," meinte sie ernst und sinnend, „und lernt den Wert und Unwert der Menschen unterscheiden. Aber weißt du, was ich jetzt wohl möchte? Reich sein möchte ich, wie wir es früher waren! Bitte, versteh' mich recht, Vater. Ich fühle, daß wir alle, Bodo und Heinz und Lotti und ich, einen ganz anderen Gebrauch von den vielen Gütern machen würden, die uns das Geschick entrissen hat. Wir würden jetzt reif sein dazu. Meinst du nicht auch?"

Philipp Erhard Janssen umarmte seine Tochter froh. „Das war ein prächtiges Wort, Ada. Reichtum verpflichtet, Reichtum fordert Einsicht, Weisheit und Selbstbeschränkung von dem Besitzer."

Ada nickte. „Mein Verlobter hat keinen sehnlicheren Wunsch, als eine Reise nach Rom und Athen und überall dorthin, wo noch vorhandene Schätze von großen vergangenen Zeiten reden. Wie schön wäre es, wenn die Mittel dafür bereit wären! Ach ja, es ist manches verkehrt in der Welt, Vater. Die Menschen, die den unvernünftigsten Gebrauch von ihrem Reichtum machen, die nehmen das Geld in Scheffeln ein, und die etwas Rechtes damit anfingen, müssen sich ums tägliche Brot quälen."

Konsul Janssen rieb sich die Hände. „Deine Lebensansichten machen mich sehr glücklich, meine liebe Ada.

Die Zeit der Einfachheit und Einschränkung unseres Familienlebens hat in dir etwas groß werden lassen, was sich wohl sonst nie entfaltet hätte."

Einige Tage später kam Bodo auf Urlaub. Der Junge sah schmuck und stramm aus in seiner Uniform; und auf seinen männlichen Zügen lagen Ernst und Entschiedenheit. Allein der Vater merkte bald, daß ihn irgend etwas bedrückte.

„Du hast Sorgen, Bodo? Nur heraus damit — ich bin ja dein Vater."

Er sah ihn liebevoll an. Daß es keine Spielschulden waren, wie früher, wenn er nach Hause kam, wußte er ganz genau.

Der junge Mann rückte mit seiner Beichte heraus. „Ich habe eine ernste Neigung gefaßt zu einem jungen Mädchen, lieber Vater, das es wahrlich wert ist, daß man darum kämpft und ringt. Und ich glaube auch, daß ich ihrer Gegenliebe gewiß bin. Es ist die Tochter unseres Oberstleutnants."

„Mein Junge, jedes brave und edle Mädchen soll mir als Schwiegertochter willkommen sein, wenn ihr euch liebt."

„Sie ist so mittellos wie ich, Vater. Keines von uns beiden besitzt die Mittel, die zu einer Offiziersheirat nun einmal erforderlich sind. Sieh, das ist es, was mich unglücklich macht. Und ich bin mit mir selbst zu Rate gegangen und zu der Überzeugung gekommen, daß ich unter diesen Umständen kein Recht habe, um ihre Hand zu bitten. Ins Elend mag ich sie nicht führen."

In dem Konsul wogte eine heftige Erregung, doch er bezwang sich. „Hoffe dennoch, Bodo, ich werde schon Mittel und Wege finden."

Der junge Offizier schüttelte den Kopf. „Wie willst

du das machen, Vater? Ich kenne doch unsere Lage. Du und die Schwestern, ihr sollt euch um des Himmels willen keine weiteren Beschränkungen auferlegen. Nein — es ist so, der elende Mammon scheidet uns! Ein kleiner Bruchteil unseres früheren Reichtums würde hinreichen, uns zu den glücklichsten Menschen auf der Erde zu machen."

Nach diesem Gespräche stand der Konsul lange Zeit gerührt und froh vor dem Bilde seiner Gattin.

„Sie sind reif," sagte er, „und die Prüfungszeit kann beendigt werden. Ich hatte eine längere Frist für nötig gehalten, aber sie zeigen mir mit jedem Wort, das sie reden, und mit jedem Gefühl, das sie äußern, daß nichts mehr zu befürchten ist."

Er telegraphierte an Heinz, der aus der nahen Universitätsstadt in kurzer Zeit zur Stelle sein konnte. Dann lud er seine Vier, die in hellem Erstaunen darüber waren, wie lustig und aufgeräumt ihr Vater war, zu einem Spaziergang durch die Stadt ein.

„Vater, du bist so sonderbar aufgeregt und vergnügt," bemerkte Ada.

„Das macht das schöne Frühlingswetter, Kinder." Vor einem Juwelierladen blieb er stehen. „Lotti, was meinst du zu dem schönen Schmuck? Der würde deinem weißen Hälschen prächtig stehen!"

Lotti lachte hell auf. „Wie du nur redest, Vater. Er ist ja viel zu teuer. Und du weißt ja, daß ich mir nicht mehr so viel daraus mache wie früher."

„Nun, nun," schmunzelte der Alte, „ich habe noch kein Mädel gekannt, das sich nicht gern schmückte mit blitzenden Steinen. Und so teuer finde ich ihn gar nicht." Rasch ging er hinein und erstand die Kleinodien zur festgesetzten Kaufsumme, ohne zu feilschen und zu

rechnen. Starr vor Verwunderung betrachteten ihn die Seinigen.

„Aber Vater, du hast doch nicht das große Los gewonnen?“ fragte Lotti.

Es sollte noch anders kommen.

„Schade, daß wir dein Bräutchen nicht auch in unserer Mitte haben,“ meinte Philipp Erhard Janssen, indem er Bodos Arm ergriff. „Zu dem schönen Frühlingstag paßt die sauertöpfische Miene nicht recht, mein Junge, die du spazierenführst. Ich wette auch, daß sie sich sofort aufhellt, wenn ich dir verrate, daß die Gelder, die du zur Heirat mit deiner kleinen Oberstleutnantstochter nötig hast, auf der Bank für dich bereit liegen. Na, was sagst du nun?“

Bodo sagte gar nichts, sondern dachte im Ernst, sein alter Vater sei geistesgestört. Er faßte seinen Arm fester und sah ihm besorgt ins Gesicht. „Das wäre sehr schön, lieber Papa.“

Vor dem ersten Kunstgeschäft machte Janssen halt und schaute durch die großen Spiegelscheiben auf die Auslagen. Eine Sammlung prächtiger Nachbildungen der schönsten Bildwerke des Altertums erregte seine Aufmerksamkeit. „Das wäre so etwas für deinen Verlobten, liebe Ada. Was meinst du, wenn wir ihm das schenkten? Ich glaube, er würde sich sehr darüber freuen. Ihr könntet die Sachen zusammen studieren, bevor ihr eure Hochzeitsreise nach Rom und Athen macht. Ich werde sie kaufen.“ Alle Einsprüche waren vergebens. Philipp Erhard war schon im Laden, ließ sich das sehr teure Werk vorlegen und bestimmte, daß es sofort in seine Wohnung geschickt werde.

Bodo und Heinz tuschelten miteinander, und auch die beiden Mädchen flüsterten sich ihre Besorgnisse zu.

Hatte sich des Vaters sonst so klarer Verstand verwirrt? Er war offenbar krank und wußte nicht, was er tat.

„Was siehst du mich so merkwürdig an, Heinz?" wandte sich der Konsul an seinen Zweiten, „geradeso wie ein Irrenarzt, der einen Kranken beobachtet. Aber ich versichere dich, ich bin ganz gesund. Sag mal, wenn du dein Examen bestanden hast, und das dürfte nach deinen eigenen Angaben in ungefähr einem halben Jahr sein ..."

„Ich hoffe, dann fertig zu sein, Vater."

„Schön. Möchtest du dann nicht eine Privatklinik einrichten? Ich meine, deine Wünsche erstreckten sich in dieser Richtung."

„Das geht nicht so schnell, Vater. Zunächst muß ich ..."

„Ich werde dir eine hübsche Privatklinik bauen und einrichten, ganz nach deinen Anordnungen und nach den neuesten Forderungen der Wissenschaft."

Er nickte ihm seelenvergnügt zu. Die Kinder gingen stumm an seiner Seite. Was sollte aus dem allen werden? Der arme Vater hatte einen plötzlichen Wahnsinnsanfall und lebte in dem Glauben, die Millionen flössen noch wie ehemals.

Janssen nahm den Weg in das teuerste Restaurant der Stadt. „Hier wollen wir zu Mittag speisen," sagte er.

Bodo wollte eingreifen, aber Heinz, der Mediziner, hielt ihn zurück. „Es ist am besten, daß man solchen Kranken ihren Willen läßt, sonst bricht der Wahn mit unbezähmbarer Kraft hervor."

Also gingen sie mit dem Vater hinein und folgten ihm in ein kleines Einzelzimmer, wo eine festliche

Tafel für sechs Personen gedeckt war. Das Hotel hatte das beste Silberzeug herausgegeben, und in den Vasen prangte verschwenderischer Blumenschmuck. Der Konsul setzte sich und hieß auch die anderen Platz nehmen. Der sechste Stuhl war für Adas Bräutigam bestimmt, der nicht lange auf sich warten ließ und allen herzlich die Hand reichte.

Noch immer sah man sich befremdet an, doch dämmerte in den Geladenen allmählich der Gedanke auf, daß der Konsul nach einem wohl berechneten Plane handelte und eine Überraschung bereit hielt.

„Vater," bat Bodo, „halte uns nicht unnötig in Spannung und erkläre uns, was dieses alles zu bedeuten hat. Verzeih, daß mir einen Augenblick die Meinung kam, du ..."

„Ich sei plötzlich verrückt geworden," ergänzte der Konsul lachend. „Nein, Kinder, beruhigt euch, das ist es nicht. Ich habe allen Grund, heute dieses kleine Fest zu veranstalten, und wenn ihr diese wirklich ausgezeichnete Suppe ausgelöffelt haben werdet, sollt ihr eure Neugier befriedigen."

Der Konsul schenkte alle Gläser voll, erhob sich und hielt eine kleine Rede, bei der seine Stimme merklich zitterte, wenn ihn die Rührung ergriff. „Meine Kinder," sagte er, „was ich euch jetzt eröffne, wird euch so märchenhaft klingen, daß ihr vielleicht nicht glauben wollt, ich spreche die Wahrheit. Vor Jahr und Tag wurden wir arm, nicht weil ich das Vermögen einbüßte, wie ich euch sagte, sondern weil ich mich des Gebrauchs meines Reichtums freiwillig entäußerte. Ich habe euch alle hinters Licht geführt. Diese Beichte muß ich zu allererst ablegen."

Laute Ausrufe der Verwunderung und zweifelndes Staunen folgten.

„Es war eine Entziehungskur, Kinder, die mir nötig schien, um euch, die der Reichtum auf eine verderbliche Bahn brachte, zu retten und zu bewahren. Ich bin noch im Besitz meines Geldes, ja, ich habe sogar noch um ein Erhebliches mehr als damals. Wollt ihr mir zürnen — wohlan, so tut es. Ich bin aber überzeugt, daß ihr allesamt den weisen Zweck erkennt, den ich verfolgte. Zu meiner unaussprechlichen Freude ist erreicht, was ich erhoffte. — Wie leicht hätten auch andere Folgen daraus entstehen können, die ich nicht auszudenken wage. Allein ich baute auf eure gute Natur, auf den wertvollen Kern, der in euch allen steckt, und der nun glänzend hervorgetreten ist. So, nun sitzt über euren Vater zu Gericht, der euch lange Zeit zur Entbehrung und zur Arbeit zwang, aus lauter Liebe. Wollt und könnt ihr mir recht geben, so laßt die Gläser aneinanderklingen!“

Alle umringten stürmisch den Vater, der hoch aufgerichtet dastand im Kreise der Seinen.

„Du hast uns nichts entzogen, Vater, nur gegeben hast du uns unendlich viel. Die letzte Zeit war die beste unseres Lebens, denn sie bestand aus fruchtbringender Arbeit und förderndem Streben.“

So ungefähr redeten sie alle, und es war ihre Herzensüberzeugung.

Lotti war's, als erlebe sie einen Märchentraum. „O Vater, wie schlimm hast du uns alle angeführt,“ rief sie an seiner Brust aus. „Nun sind wir also wieder reich?“

„Wir sind reicher als zuvor,“ erwiderte Janssen ernst, „denn wir sind reich geworden an Lebensweis-

heit und Herzensbildung. Die mageren Jahre sind nicht vergeblich gewesen; sie haben uns ein echtes Familienleben beschert und einen Schatz von gegenseitiger Liebe und starkem Vertrauen. Darum bangt mir auch nicht zum zweiten Mal vor den fetten Jahren, die jetzt wieder anbrechen sollen. Gott segne uns und unsere Zukunft!"

Der Weltkrieg

Siebzehntes Kapitel

Mit 8 Bildern

Die durch den schnellen Übergang über die Donau völlig überraschten Serben gewannen nicht genügend Zeit, um ihre Truppen, der neuen Kriegslage entsprechend, umzugruppieren und an der zweiten strategischen Linie zu sammeln. In vier Abteilungen setzten sich die Verbündeten zum weiteren Vorstoß in Bewegung. Eine österreichische Gruppe überschritt an der bosnischen Grenze die Drina und rückte nach der Posavina vor. Südöstlich von Belgrad ergriffen die Armee Köveß und die Armee Mackensen die Offensive, an die sich nach Osten hin die Armee Gallwitz schloß, um in das Morawatal vorzudringen.

Nachdem Pozarevac von den Serben geräumt worden war, vollzog sich der Vormarsch im Morawatal entlang der Straße Semendria—Kragujevac, wo unter Überwindung der größten Schwierigkeiten der Angriff im Podunavlje-Bergland langsam, aber stetig Boden gewann. Die deutschen Truppen blieben mit dem zurückgehenden Feind in andauernder Gefechtsberührung bis zu der neuen Verteidigungsstellung auf den Kolerihöhen. Diese Stellung, die ausschließlich von Truppen der ersten Linie verteidigt wurde, war seit Monaten mit allen Mitteln der neuzeitlichen Befestigungskunst ausgebaut und so stark mit schweren englischen Geschützen bestückt, daß der hartnäckigste Widerstand zu erwarten war. Gleichwohl währte der Kampf auch hier nur einige Tage und führte nach blutigen und erbitterten Nahkämpfen zum Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie. In diesen Kämpfen leistete auch die Artillerie Ausgezeichnetes und bewies durch ihre Treffsicherheit ihre unbedingte Überlegenheit. Der serbische Rückzug

aus der Linie Koleri—Kersan—Popovcic wurde durch sich tapfer schlagende Nachhuten gedeckt, die jedoch nicht verhindern konnten, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen auch den letzten Widerstand bald überwanden und dem fliehenden Feind hart zusetzten.



Begegnung zwischen einem deutschen und einem österreichisch-ungarischen Militärzug.

In ebenso erfolgreicher Weise verliefen die Kämpfe um Porcani und in der Umgebung der Vishöhe. Diese Raumgewinnung war um so höher anzuschlagen, als das terrassenförmige Gelände dem Gegner eine vortreffliche Verteidigungsstellung gewährte. Österreichisch-ungarische Truppen nahmen mit stürmender Hand die Höhe von Slatine, so daß sich der Feind auf Aranjevo zurückziehen mußte.

Nachdem das weit in das Morawatal vorspringende

Gebirgsgelände von Slatine bis Grozka gesäubert worden war, kamen die hier vorrückenden Truppen der im Morawatal stehenden Heeresgruppe so nahe, daß nun der Einmarsch in dieses Tal fortgesetzt werden konnte. Das Vordringen wurde vom Feind nur wenig gehindert. Die Armee Gallwitz erreichte Truvaca, so daß nun über Savanovac und Drugovac die Verbindung mit der Armee Köveß hergestellt und aufrechterhalten werden konnte. Den im Mlavagebirge kämpfenden Truppen gelang es, die Höhen von Ranovac in Besitz zu nehmen, wodurch der Vormarsch im Ranovactal fortgesetzt werden konnte.

Inzwischen hatten die Bulgaren den Timok überschritten und die östlich von Knjazevac gelegene Glogovicahöhe erstürmt. Im weiteren Verlauf drang die Armee Bojadjeff gegen Zajecar vor und näherte sich über Jnowo dem Kessel von Pirot. Benachbarte bulgarische Truppen besetzten Vranje im oberen Morawatal und überschritten weiter südlich die Linie Egri—Stip. Alsdann wurden Kumanovo und Veles genommen, und gleichzeitig wurden die Serben südlich von Strumica über den Vardar geworfen.

Nachdem auf dem nördlichen Teil des Kriegschauplatzes österreichisch-ungarische Reiterei in Valjevo eingerückt war, näherte sich die Armee Köveß kämpfend der Stadt Arangelovac, und die beiderseits der Kolumbara vordringenden Truppen dieser Armee gingen gegen die Höhen von Lazarevac vor. Deutsche Streitkräfte gewannen die mit großer Erbitterung verteidigten Stellungen von Palanka und eroberten Petrovac im Mlavatal.

Auf der bulgarischen Front war das nächste wichtigste Ereignis die Einnahme von Üsküb, der bulgarischen Stadt Mazedoniens, die erst nach heftigen Straßen-



General Bojadjeff.

kämpfen von den Serben geräumt wurde. Fast ebenso wichtig aber war es, daß im nordöstlichen Zipfel Serbiens die bulgarischen, deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen durch Patrouillen bei Kladovo Fühlung miteinander gewannen. Die Freude über die Ver-

einigung äußerte sich in stürmischen Hoch-, Eljen- und Ziviorufen der Mannschaften.

Der Erstürmung von Zajecar, wobei die Bulgaren teilweise auf Händen und Füßen an die serbischen Stellungen herankriechen mußten und die befestigten Höhen nur durch das hervorragende Eingreifen der bulgarischen Artillerie zu erringen waren, und der Besetzung von Knjazevac folgte die Einnahme von Pirot nach dreitägigen erbitterten Kämpfen, die ununterbrochen Tag und Nacht andauerten. Die Pirot beherrschende Höhe Drenova Glava konnte erst nach mehrmaligen Bajonettangriffen erobert werden. In Pirot selbst entspannen sich Straßenkämpfe mit kleineren serbischen Abteilungen; die serbische Hauptmasse trat währenddem den Rückzug nach Nisch an.

Von den Armeen Köveß und Gallwitz war eine großzügige Einkreisung der in Kragujevac stehenden serbischen Truppenteile geplant. Doch waren sie so zermürbt, daß sie nach einer schwachen Scheinverteidigung die Stadt aufgaben. Nachdem die Armee Köveß nordwestlich von Kragujevac den Feind in die Flucht geschlagen hatte, rückte sie unter Nachhutgefechten gegen die Stadt vor. Gleichzeitig nahm ein Korps der Armee Gallwitz nordöstlich von Kragujevac die serbischen Stellungen am Petrovackabach. Das Korps schickte sich eben an, in die von den Serben verlassene Stadt einzumarschieren, als sich eine städtische Abordnung bei den Vorposten einfand, um die Übergabe von Kragujevac anzumelden. Währenddem zog eine Patrouille von der Armee Köveß in das östliche Stadtviertel ein und hißte dann auf der Kaserne und dem Arsenal die Fahne der österreichisch-ungarischen Armee.

Im Gebiet der Morawa hatten die Serben gehofft,



Bulgarischer Meldereiter.

durch die Bagrdanstellung der Offensive der Armee Gallwitz Halt gebieten zu können. Aber die glänzenden Marschleistungen der deutschen Truppen ermöglichten eine weit ausgreifende Umfassung der an sich sehr beachtenswerten serbischen Stellung, und der unvergleich=

lichen Ausdauer und Tapferkeit der Angreifer gelang es sodann, das ganze unwegsame Hochgebirge vom Feind zu säubern. Nachdem die engste Stelle der Morawa unter wirksamer Unterstützung durch die Artillerie bei Rajlinac überwunden worden war, öffnete sich das breite Tal der unteren Morawa, und in kürzester Zeit wurden Cuprija, Paracin, Cicevac und Ververin genommen. Die Einnahme von Ververin bedeutete für die Serben eine große Überraschung, da sie der Ansicht waren, daß es bei den unglaublich schlechten Wegverhältnissen, die infolge der ständigen Regengüsse auf weite Strecken hin eingetreten waren, den Deutschen unmöglich sein würde, den Vormarsch mit größerer Schnelligkeit auszuführen. Auch hatten die Serben zur Verhinderung des Vormarsches alle Brücken zerstört. Doch die bewundernswerte Tüchtigkeit der Pioniere machte die Brücken in wenigen Stunden wieder gangbar, und die Truppen wateten oftmals in halbmeterhohem Wasser dem weichenden Feinde nach, so daß die Serben in Cuprija und Paracin überrascht wurden. Ebenso unerwartet kam ihnen der Überfall auf Varvan.

Bedeutende Erfolge brachte sodann der unaufhaltsame Vormarsch im Bergland südlich von Kragujevac und östlich von Cacac. Die Beschaffenheit des Geländes bot die günstigste Gelegenheit zum Aufhalten der deutschen Offensive. Der Vormarsch auf den Straßen Kragujevac—Lukojevac und Cacac—Kraljevo vollzog sich indessen mit so verblüffender Schnelligkeit, daß die Serben sogar die äußerst starke Höhenstellung von Kotrenik fast ohne Widerstand aufgaben. Die Einnahme von Krusevac zwang die Serben, das Tal der Golijska Morawa zu räumen, da sie sonst Gefahr liefen



General Schekow,
der Oberkommandierende der bulgarischen Armee.

abgeschnitten zu werden. Endlich wurde bei Krivivir die Vereinigung der deutschen und bulgarischen Hauptmacht hergestellt, wodurch dem Zusammenwirken der beiden Armeen ein um so schwererer Nachdruck verliehen wurde.

Inzwischen hatten die Bulgaren ihre Operationen



Stimmungsbild von der serbischen Landstraße.

gegen Nisch fortgesetzt, das in einer Entfernung von 4 bis 11 Kilometer durch sieben Forts und eine Reihe von Feldschanzen gedeckt wurde. Aber trotz dieser Befestigungen wurde der Widerstand der Serben in kurzem gebrochen. Die einziehenden Bulgaren, denen eine reiche Beute in die Hände fiel, wurden von der Bevölkerung mit Freuderufen und Blumen begrüßt. Bei der Verfolgung des Feindes wurden die Städte Aleksinac, Wlasotince und Iltowac besetzt.

Nach dem Fall der serbischen Stützpunkte westlich des Morawatales war nur noch eine Stellung geeignet, dem Vordringen der Armeen Köveß und Gallwitz Einhalt zu tun, Kraljevo, das außerdem den Vorteil bot, nach Süden zu den Rückzug nach Novi-



Deutsche Kraftwagen in einem serbischen Dorf.

basar und über Novibasar das Entkommen nach Montenegro zu erleichtern. Die Serben hatten daher hier ihre von Kragujevac zurückgenommenen Hauptkräfte versammelt und zugleich einen reichen Geschützpark zusammengebracht. Doch auch diese Vorbereitungen erwiesen sich als unzureichend, denn Brandenburger erstürmten Kraljevo, wobei sie 130 Geschütze erbeuteten.

Die österreichisch-ungarischen Truppen der Armee Köveß übernahmen nunmehr mit ihrer vorzüglichen

Gebirgsartillerie die schwierige Aufgabe, den Feind quer über das Gebirge zu verfolgen. Der linke Flügel der Armee Köveß drang in steter Fühlung mit dem rechten Flügel der Armee Gallwitz in anhaltenden Kämpfen gegen die Waldhöhen zwischen dem Gruzabach und dem Ljubomirbach vor. Das in der Mitte fechtende deutsche Reservekorps stieß beiderseits des unteren Ibartales vor und näherte sich der Kopaonik Planina, während späterhin der rechte Flügel der Armee Köveß im Moravicatal vormarschierte, die Serben nach dem Sandschak zu fortdrängte und bei Radaljevo den Ibardurchbruch erzwang. Welche Anforderungen auch hier wieder an die Truppen gestellt wurden, beleuchtet am besten die Tatsache, daß bei der Durchquerung des Gebirges weglose, steile Waldhöhen bis über 1000 Meter Erhebung überwunden werden mußten.

Einen Abschnitt für sich bilden die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen an der montenegrinischen Grenze. Nach dem Aufgeben der Offensive an dieser Front wurde die Abwehr der montenegrinischen Einfälle im wesentlichen den bosnisch-herzegowinischen Grenzjägern, den ehemaligen „Straunis", überlassen. Abgehärtet und körperlich erstaunlich leistungsfähig, machten sie sich besonders als Patrouillengänger verdient, so daß sie wiederholt kleine Abteilungen der Montenegriner überfielen und zerstreuten. Ihnen zur Seite stand ein freiwilliges Schützenkorps, das aus Kroaten und mohammedanischen Landeseinwohnern zusammengesetzt war und bei der Straßenbewachung und in der Gendarmerie Verwendung fand. Außerdem wurde durch eine dichte Kette von Stützpunkten, Feldwachen und Vorstellungen den nächtlichen

Überfällen der Montenegriner nach Möglichkeit gesteuert.

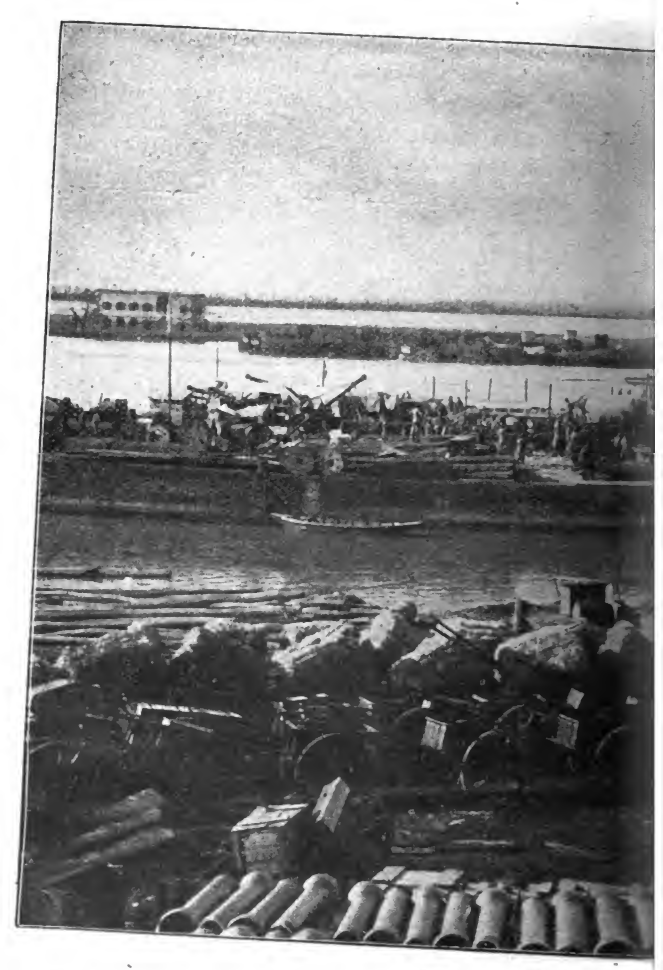
Bald nach dem siegreichen Einmarsch in Serbien setzte auch an dieser Front der Angriff mit größeren Truppenteilen ein. Nach mehreren Grenzgefechten



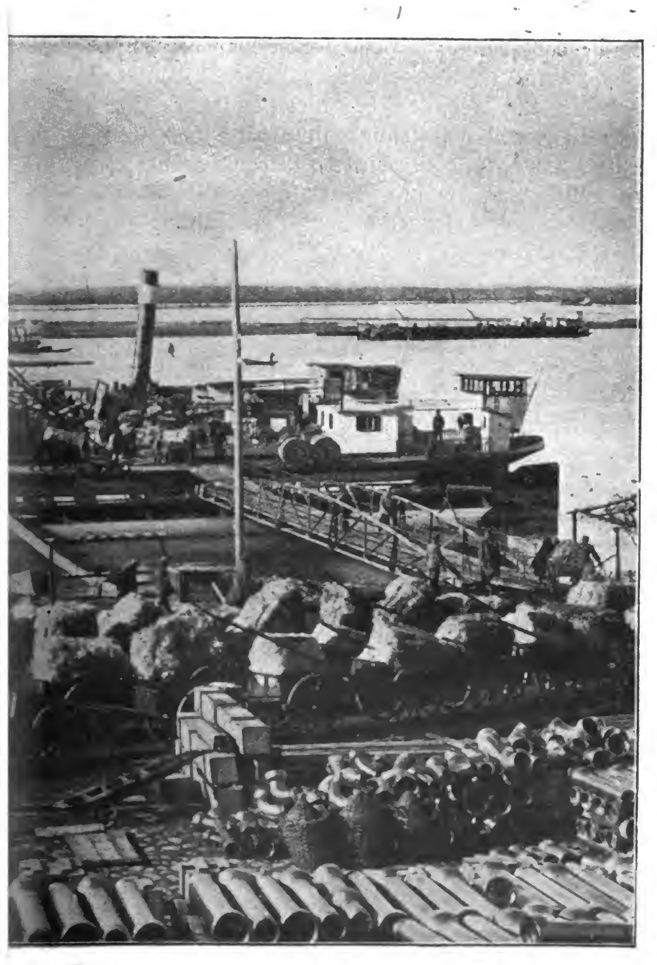
Morgenstimmung im serbischen Quartier.

stießen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte südlich von Avtovac vor und erstürmten die schon auf montenegrinischem Gebiet liegende Bobijahöhe sowie drei andere, von den Montenegrinern zäh verteidigte Berggipfel. Spätere Angriffe des Feindes, bei denen es auf der Bobijahöhe bis zum Handgranatenkampf kam, wurden abgeschlagen.

Einen zweiten Ausgang für die österreichisch-ungarischen Operationen bildete Trebinje, das, stark befestigt,



Militärhafa



ı der Save.

nicht nur das fruchtbare Hochtal von Popovo Polje schützt, sondern auch die zum Meer führende Landesbahn deckt. Die Trebinje bedrohende montenegrinische Grenzstellung wurde genommen und der Feind zum Rückzug gezwungen. Im weiteren Verlauf gelang es dann, östlich von Trebinje den Ilino Brdo zu erstürmen und die montenegrinische Hauptstellung zu durchbrechen.

Postfahrt in Algerien

Von Ferd. Emmerich

Wie oft höre ich, wenn ich gelegentlich mal wieder ins deutsche Vaterland zurückkehre, die Ausrufe: „Oh, wie beneide ich Sie um Ihre Reisen! Wie herrlich muß es doch da drüben sein!" Und niemand kann begreifen, daß ich nicht ebenso begeistert bin von den „Herrlichkeiten", die das Reisen „da drüben" bietet.

Ich will versuchen, hier eine Reise durch den zivilisiertesten Teil des französischen Nordafrika zu schildern, und bitte den Leser, mir nach dem Hafenstädtchen La Calle, Provinz Constantine, Algerien, zu folgen.

Jedes Reisebuch beschreibt die Stadt La Calle, so daß ich mich darauf beschränken kann, nur das hervorzuheben, was den Reisenden besonders angeht, was aber nie beschrieben wird, nämlich die Unterkunft, das heißt den Gasthof. Eine Beschreibung des Ortes selbst steht übrigens auch in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit meiner Postfahrt.

Das einzige Hotel in La Calle war das in der ganzen Provinz Constantine wegen seiner guten Speisen berühmte „Grand Hotel Barnier". Wirklich waren die Mahlzeiten, bei denen Hummern und feine Seefische eine große Rolle spielten, vorzüglich und sehr billig; auch die Wohnzimmer waren ziemlich gut im Stande. Aber die Küche selbst!! So etwas an Schmutz und Unreinlichkeit war selbst für uns, die wir doch schon seit Jahren an die Zustände in den französischen Schmutznestern gewohnt waren, etwas zu stark.

Da war zunächst der Koch. Man denke sich einen jungen Menschen (Franzosen), etwa zwanzig Jahre alt, bekleidet mit einem ehemals weiß gewesenen, von Schmutz starrenden Kittel, ebensolchen Hosen, dabei

barfuß, aber mit Füßen, an denen der sicher monatealte Schmutz dicke Krusten gebildet hatte. Ein schwarzer Filzhut, der von Fett glänzte, bedeckte einen ebenso ungewaschenen Kopf, und wenn dieses Juwel sich nicht gerade in gröbsten Tönen mit der Dame des Hauses stritt, qualmte es eine Zigarette um die andere und spuckte, nach französischer Art, den Fußboden voll, der ihm nachts als Ruhestätte diente.

Dieser Koch entsprach ganz seiner Umgebung. Die Küche, ein etwa vier Meter langer und halb so breiter Raum, hatte keine Fenster, sondern bekam ihr Licht von dem davorgelagerten Gastlokal, dessen ewig offene Türen auch den Luftumlauf vermittelten. In der Küche, mit Zugang von einem kleinen Seitengang, war auch der Abort. Man kann sich die Folgen dieses baulichen Kunststücks am besten ausmalen, wenn man bedenkt, daß gerade damals, als wir dort waren (November 1913), die städtische Wasserleitung schon seit vielen Monaten streikte. Irgendwo in dem Leitungsnetz klaffte ein Riß, und die Wasserwerke konnten deshalb die benötigte Wassermenge bei weitem nicht mehr liefern, so daß die Leitung von zehn Uhr früh bis zum nächsten Morgen um sieben Uhr abgesperrt werden mußte, wodurch natürlich die Spülung des Abortes in diesen einundzwanzig Stunden unterblieb. Das ganze Hotel, die ganze Straße wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen; man konnte das Hotel schon von weitem riechen.

In diesem „Grand Hotel“, dessen Speisesaal unmittelbar neben der Küche lag, speisten auch die höheren französischen Gerichts- und Verwaltungsbeamten, aber keinem schien es einzufallen, sich über diese geradezu unerhörten Zustände zu beschweren oder eine Wiederher-

stellung des Leitungsnetzes zu veranlassen. Sie waren wohl gegen derartiges schon abgestumpft, da ja auch in Frankreich vielfach ähnliche Zustände herrschen. Ich selbst erlebte in Nizza, während der Kurzeit, eine mehrtägige Sperrung der „Spülung und Leitung".

Wir waren aus dem Innern Algeriens gekommen und mußten hinüber auf tunesisches Gebiet, nach dem Städtchen Aïn-Draham. Der einzig mögliche Weg führte über La Calle, und so waren wir hierher verschlagen worden.

Die Entfernung zwischen La Calle und Aïn-Draham beträgt 33 Kilometer, der Höhenunterschied 990 Meter. — Ein Wagen war in dem Ort nicht zu haben; Reittiere konnten wir wegen unseres Gepäcks nicht benützen, und so blieb uns nur noch die staatliche Postverbindung, die „Diligence". Diese Postkutschen sind alte, im französischen Mutterlande ausgemusterte Kästen, die in Algerien an die Posthalter billig verkauft werden und den Post- und Personenverkehr zwischen größeren Ortschaften vermitteln. Sie werden fast nur von Arabern benützt, und selbst der französische Arbeiter vertraut sich diesen Marterkästen nur in den allerdringendsten Fällen an. Wer einmal eine solche „Diligence", gespickt mit Arabern, gesehen hat, den verlangt nicht nach dieser Fahrgelegenheit.

Indessen, was war zu machen? Fort mußten wir, denn in dem Hotel hätten wir unter keiner Bedingung länger wohnen mögen, und so entschloß ich mich, in der „Diligence" sämtliche Plätze zu belegen, also sechs Karten zu nehmen. So blieben wir denn wenigstens allein, und wenn auch die marternde Fahrt nicht erspart werden konnte, so sollte sie doch ohne insektenbehaftete Araber vor sich gehen.

Die Abfahrt war auf drei Uhr nachts festgesetzt. Als ich am Abend vor der Abreise die Rechnung bezahlen wollte, weil ich kein kleines Geld hatte und Wechseln nachts oft Schwierigkeiten macht, ließ mir der Wirt sagen, er werde bei der Abfahrt schon zur Stelle sein. Punkt drei Uhr kam der Wagen. Es war eine stockfinstere Nacht; in den Straßen brannten keine Laternen, auch der Wagen war ohne Licht. Im Hotel, als einzige Beleuchtung, eine Kerze! — Der Wirt, im Hemd, ohne jede andere Bekleidung, gab mir die Rechnung und wollte noch schnell die Gelegenheit benützen, mir beim Wechseln falsches Geld aufzuhängen. Meine Weigerung, es anzunehmen, verursachte einigen Zeitverlust und eine etwas angeregte Unterhaltung. Unterdessen wurde draußen unser Gepäck aufgeladen, wobei sich aber jeder auf seinen Tastsinn verlassen mußte, denn man konnte keine Hand vor Augen sehen. Meinen Rucksack, in dem allerlei Zerbrechliches war, hatte sich der Kutscher zur Sitzgelegenheit erkoren.

Während das Hotel krachend zugesperrt wurde, ging es ans Einsteigen. Da flammte im Innern des Wagens ein Zündholz auf.

„Hallo, Kutscher, wer ist denn da drin? Ich habe doch die Plätze im Innern für uns allein gemietet!"

„Mon dieu, es ist ein kranker Waldhüter, er steigt unterwegs aus, und er wird Sie gewiß nicht belästigen."

Na meinetwegen! Wir steigen also ein. Der ganze für sechs Personen berechnete Raum ist 1,60 Meter lang und 1,25 Meter breit, mit einem kaum 25 Zentimeter breiten Gang. Durch einiges Handgepäck wurde der verfügbare Raum noch enger.

Dann setzte sich das Vehikel in Bewegung. Nach fünf Minuten Gerumpel durch die Finsternis blieb

der Wagen wieder stehen. Der Kutscher wollte sich frisches Brot kaufen. Das war ein Gedanke. Er mußte auch uns eins mitbringen; für sechzig Centimes gab es einen halbmeterlangen Laib sehr gutes Weizenbrot.

Der Waldhüter, den wir an seiner Ausdünstung als einen Araber erkannten, begann leise zu flüstern — betete er etwa?

Irgend jemand sprang plötzlich aus dem Dunkel hinten auf den Wagen und sprach uns freundlich mit „Bon jour, Messieurs!" an. Sehen konnte ich ja nichts, aber ich sagte dem Manne sofort, daß ich alle sechs Plätze gemietet hätte, er könne also nicht mitfahren.

„Oh," meinte er treuherzig, „ich zahle ja nichts, ich fahre so mit, der Kutscher ist mein Freund, der erlaubt's schon, außerdem bleibe ich hinten auf dem Trittbrett."

Dagegen konnte ich allerdings nichts machen, denn bis auf das Trittbrett erstreckte sich mein Mietvertrag nicht. Der Waldhüter wisperte weiter; ich zündete ein Streichholz an und sah nun, daß ganz in der Ecke noch ein kleiner Araber saß mit einer dicken Gargoulette (Steinkrug) auf den Knien. Ich wies nun den Araber wegen des verheimlichten Buben zurecht, doch er meinte ganz bieder: das sei doch nur sein kleiner Sohn, und der zähle ja noch nicht mit. Was half's? Er war da, und ich konnte ihn doch nicht auf der Landstraße aussetzen. Also blieb er.

Ein ganz fürchterlicher Gestank begleitete uns schon eine ganze Weile; ich dachte, es wäre die Ausdünstung der Araberstadt, aber jetzt befanden wir uns doch auf freier Ebene, und der Geruch wurde eher stärker. Ich machte eine laute Bemerkung hierüber und bekam auch sofort die Aufklärung von unserem Trittbrett-

fahrgast. Er hatte sich gestern nachmittag in La Calle einige Pfund frische Fische gekauft, die er in einem Körbchen draußen am Wagen aufgehängt hatte, die fingen an, schon etwas „trocken" zu werden; aber darum könne man sie doch nicht wegwerfen. Mein Ersuchen, die Fische doch wenigstens oben aufs Dach zu setzen, versprach er an der nächsten Haltestelle zu erfüllen.

Inzwischen dämmerte der Tag. Die Straße führte jetzt durch einen ausgetrockneten See, den Tongasee, in dem wir zahlreiche Ochsenherden mit ihren wild aussehenden Treibern — lauter Berber — überholten. Jenseits des Sees tauchten die Gebäude der französischen Hütten- und Minengesellschaft Dum Teboul auf. Die Werke haben einen eigenen Hafen, mit dem sie durch eine Schmalspurbahn verbunden sind. Die ganze Anlage machte den Eindruck gänzlicher Verwahrlosung. Die Hauptgebäude waren im Verfall, Maschinen, Lokomotiven, das rollende Material, kurz alles war verrostet und voll von Schmutz, und ich wunderte mich, daß der Lokomotivführer seinen Zug überhaupt noch vorwärts brachte. Einige Dutzend Arbeiterhäuser, ursprünglich aus Lehm aufgeführt, jetzt aber mit Brettern, Blechstücken, Dachpappe und Papier geflickt, bildeten den gleichnamigen Ort, an dessen „Marktplatz" das unvermeidliche „Grand Café de France" verbunden mit dem Bureau des Postes, also unsere Haltestelle, lag.

Hier hatte man eine Viertelstunde Aufenthalt. „Zum Kaffeetrinken," sagte der Kutscher.

Wir klettern aus der engen Kiste, in der wir zwei Stunden gemartert worden waren, und nähern uns vertrauensvoll dem „Grand Café de France". Als

wir aber den Kellner und die Brühe sehen, die er gerade einem anderen einschenkt, verzichten wir auf das Labsal und ziehen uns in die Nähe unseres Wagens zurück, um dort an unserem sehr schmackhaften Brotlaib zu knabbern. Der Kellner war das Seitenstück zu dem Koch in La Calle.

Auf den Ruf: „En voiture s'il vous plait!" stiegen wir ein, und hinter uns — kam noch ein Araber, der auch mit wollte. Jetzt aber wurde mir die Sache zu bunt, und ich legte Verwahrung ein beim Posthalter, dem eben erwähnten Kellner. Der erwiderte kalt, er wisse nichts davon, daß wir den Wagen allein gemietet hätten, und führte als Beweis an, daß ja bei der Ankunft schon zwei Araber darin gewesen seien, also ... Der Kutscher, den ich als Zeugen anrief, behauptete jetzt ebenfalls, nichts zu wissen, und erst als ich drohte, ihm kein Trinkgeld zu geben, besann er sich auf den wahren Sachverhalt. Doch der andere kehrte den Vorgesetzten heraus, der Araber blieb sitzen, und ich tat das einzige, was mir zu tun übrig blieb — ich schwieg. Ich war durch meine Gutmütigkeit hereingefallen.

Zum Glück entpuppte sich der neue Araber als ein sehr sauber gekleideter und anscheinend besserer Mann, der alle erdenkliche Rücksicht nahm und sich in gutem Französisch entschuldigte. Aber wir waren nun zu fünf im Wagen und saßen in der drangvollen Enge recht ungemütlich.

Die sehr gut unterhaltene Straße stieg jetzt in Spiralen den etwa 800 Meter hohen Teboul hinan, und das Tempo war demgemäß. Ich zog es daher vor, eine Strecke zu Fuß zu laufen, um das märchenhafte Panorama zu genießen, das sich jetzt vor uns auftat. Man sieht weit hinaus in die fruchtbare Ebene, die sich zwischen

unserer Straße und dem Meer hinzieht; auf den breiten, goldgelben Dünenstreifen und das leicht bewegte Meer, auf dem im Vordergrunde zahlreiche Fischerfahrzeuge dem Fang obliegen. In der Ferne, am Horizont, ziehen zwei Dampfer ihre Bahn. Die eben aufgehende Sonne übergießt alles mit einem bläulichen Lichte und zaubert wunderbare Farbengegensätze hervor. Weit hinten im Nordwesten, von der Sonne vergoldet, drängt sich La Calle ins Meer; von Süden her winken die hohen, dichtbewaldeten finsteren Berge der Provinz Constantine, in deren Vordergrunde der glitzernde Spiegel der drei großen Landseen, an deren Ufern wir vor wenigen Tagen Tausende von Schildkröten, viele Störche und Wasservögel in ihrer Ruhe gestört hatten.

Ich war noch ganz im Schauen versunken, als plötzlich neben mir unser „Fischfreund" wieder auftauchte. Er habe bei der Haltestelle einen Richtweg eingeschlagen, um vom Posthalter nicht gesehen zu werden. Die Fische seien noch auf dem Wagen.

Auf der Höhe führt die Straße einige Kilometer eben weiter. Hier erwarteten wir den Wagen, und ich stieg wieder ein. Die Fische, die von der immer wärmer werdenden Sonne getroffen wurden, dufteten jetzt schon bedeutend stärker.

Der Araber erzählte, er sei Besitzer einer großen Ochsenherde, von der man ihm sechs Stück abgetrieben und gestohlen hätte. Er war den Spuren der Räuber sehr weit gefolgt, bis sie sich auf tunesisches Gebiet verloren. Jetzt war er auf dem Wege nach Aïn-Draham, um dort die Hilfe des tunesischen Kaid nachzusuchen. Beim Rückweg von der Verfolgung war er gestern im Walde auf ein Pantherpaar gestoßen, das gerade im Begriff stand einen gerissenen Ochsen zu verzehren. Der

Araber war zum nächsten Zeltdorf gelaufen, um Jäger zu holen, und sie hatten soeben ihre erfolglose Streife beendet; die Panther waren fort, und ihre Spur verlor sich auf eben der Straße, die wir jetzt befuhren. — An diese Erzählung wurden nun alle möglichen Schilderungen von Pantherjagden geknüpft, zu denen auch der „kranke Waldhüter", der übrigens kreuzfidel war, manchen Beitrag lieferte.

Die Straße führte jetzt bergauf, bergab durch dichte Korkeichenwälder und zwischen wunderlichen Felsgebilden hindurch, und die Fahrt würde uns herrlichen Genuß geboten haben, wenn das Vehikel nicht gar so unerträglich gewesen wäre.

Der Wald, mit Baumriesen bis zu eineinhalb Meter Durchmesser, verdichtete sich mehr und mehr, und oft hörte man das Lärmen und Singen der mit dem Schälen der Korkeichen beschäftigten Araber. Bald begegneten uns auch haushoch beladene Karren mit Korkplatten, und die unter der zu schweren Last fast zusammenbrechenden dürren Araberpferde keuchten mühsam die Steigung hinauf, roh genug angetrieben durch die Stockhiebe der begleitenden französischen Holzknechte. Ein mitleiderregendes Bild! An einer Tränke lag ein verendetes, über und über mit Blut bedecktes Pferd.

Hier im Innern Nordafrikas, fernab vom Getriebe der Städte, kann man die „Kultur" der „grande nation" erst richtig kennen lernen.

Endlich tauchte unten im Tal die nächste Haltestelle, das Städtchen La Croix, auf, in dem Pferdewechsel war. Gegen zehn Uhr trafen wir dort ein. Unser „Fischfreund" schlug sich wieder seitwärts in die Büsche.

Wir hatten jetzt eine siebenstündige Marter hinter uns, und die halbe Stunde Aufenthalt, die uns einen

kurzen Spaziergang erlaubte, tat uns recht wohl. Unseren Hunger und Durst konnten wir aber auch jetzt noch nicht befriedigen, denn die Kaffeezeit war vorüber, und zum Absinth fehlte uns der Mut, selbst wenn das „Grand Café de France“ weniger unsauber gewesen wäre.

Der kranke Waldhüter verließ uns hier, und der ochsensuchende Araber zog die Gesellschaft des Kutschers auf dem Bock vor, wahrscheinlich der duftenden Fische wegen; wir durften also für den Rest der Reise auf den ungeschmälerten Genuß unserer so teuer bezahlten Bequemlichkeit hoffen. Die verhältnismäßig guten Pferde, die uns von La Calle bis hierher gebracht hatten, waren gewechselt und gegen drei Mähren vertauscht worden, die buchstäblich aus Haut und Knochen bestanden. Da es von hier bald auf tunesisches Gebiet übergeht, glaubten die Algerier, ihre besseren Pferde schonen zu sollen. Auch der bisherige anständige Kutscher machte einem alten grantigen Kerl Platz, der schon das Anschirren der Pferde mit den fürchterlichsten Flüchen begann.

Die Reise ging also wieder weiter. Die bisher gute Landstraße wurde recht schlecht und holperig, und das flotte Tempo, in dem wir von La Calle heraufgekommen waren, wich einem Zuckeltrab, wie es ja nach der Bespannung, mit der man uns beglückt hatte, nicht anders zu erwarten war. Bei der nächsten Biegung der Straße kam auch der „Fischmann“ wieder und stieg diesmal ins Innere des Wagens. Ich wehrte mich nicht, ich war schon mürbe.

Von La Croix bis Aïn-Draham führt die Straße durch dichten Wald, der an vielen Stellen Spuren eines riesigen Waldbrandes trug. Es waren etwa fünftausend Hektar

Korkeichenwald verbrannt. Auf der Straße wechselt Lehmboden ab mit Sand und Kalkschotter, und da es sich hier um etwa acht Kilometer strittige Grenzstraße handelt, so tut weder Algerien noch Tunesien etwas zur Instandhaltung des Fahrdammes.

Mittlerweile begann es zu regnen, und es dauerte nicht lange, so blieben wir stecken. Der alte Kutscher stieg ab und fing an, seine Gäule aufs herzloseste mit dem Peitschenstiel zu bearbeiten. Wie der Blitz war ich aus dem Wagen und fuhr dem Kerl an den Hals. „Sie verdammter Kerl, wenn Sie den Tieren noch einen Schlag geben, haue ich Ihnen den Peitschenstiel auf dem Schädel entzwei," schrie ich ihm zu und entwand ihm die Peitsche. „Allez, angefaßt, wir schieben nach!"

Der Araber und der Fischmensch, die mich ganz erstaunt angeschaut hatten und meinen Zornesausbruch gar nicht begreifen konnten, mußten nun auch in die Räder greifen, und mit vereinten Kräften schoben wir den Wagen — und ich glaube, auch die Pferde — so lange, bis wir wieder festen Straßengrund erreicht hatten.

Nun begann der Alte zu zetern und zu schimpfen und verlangte seine Peitsche, doch es half ihm alles nichts; er verzog sich aber erst, als ich ernstlich böse wurde und ihm mit Prügeln drohte.

Durchnäßt und schmutzig stieg ich ein. Eine halbe Stunde lang ging es wieder vorwärts, dann kam eine Steigung, von der der strömende Regen das Erdreich fortgespült hatte, das unten einen fußtiefen Morast bildete; darin blieben wir natürlich wieder stecken.

Also nochmals heraus! Der Alte war jetzt manierlicher, auch der Araber stieg ab; den blinden Passagier mußte ich erst deutlich an das Aussteigen mahnen.

Wir griffen wieder in die Speichen, der Kutscher faßte die Pferde beim Kopfe und feuerte sie durch Zurufe an, doch es nützte nichts, wir kamen nicht vom Fleck. Schon wollte ich den Alten zum Abladen seiner Decklast zwingen, als uns zum Glück zwei Arbeiter entgegenkamen, von denen der eine — ein Italiener — eine Schaufel trug. Ich bot ihnen einige Sou für ihre Hilfe mit der Schaufel, worauf beide eingingen. Der Italiener aber hatte anscheinend die Sache falsch aufgefaßt, denn er wollte die Pferde mit dem Schaufelstiel antreiben, was ich mit knapper Not verhindern konnte. Die Räder wurden nun freigeschaufelt und der Wagen mit Mühe und Not den Berg hinaufgeschoben.

Oben stiegen wir wieder ein. Jetzt fing das Dach an ganz bedenklich zu krachen; bei jedem Stoß zitterten die alten Deckstützen, und vorn gab ein Brett bereits nach. Man hatte zu der früheren, schon übermäßigen Verdecklast in La Croix noch einen Ballen Heu und eine Kiste Eier auf das Dach geladen, und das war zu viel.

Wir hielten wieder. Ich sprang hinaus und sah nun, daß die Pferde vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Nur widerwillig ließ sich der Kutscher zu einer Rastpause herbei, die er dann gleich zum Umstauen seiner Ladung benützen mußte. Ich erklärte ihm mit zunehmender Deutlichkeit, daß das Dach entlastet werden müßte, sonst führe ich nicht weiter, ließe aber auch ihn nicht fort, und wenn ich Gewalt brauchen müßte. Es folgte ein langes, bitteres Wortgefecht. Endlich zog er den Heuballen auf den Bock und setzte sich selbst auf die Deichsel.

Ich nahm jetzt den Laib Brot und gab den Pferden einen Brocken, den sie gierig verzehrten. Dann stellte ich mich vor das Mittelpferd, das am jämmerlichsten

aussah, und hielt ihm den Brotlaib vors Maul, indem ich rückwärts weiterging. Das half! Die armen Tiere setzten sich in Bewegung und so, immer mit dem lockenden Brotlaib vor ihnen hergehend, brachte ich den Wagen so weit, daß die nun beginnende abschüssige Straße das Fuhrwerk selbsttätig vorwärts trieb.

So kamen wir endlich an die tunesische Grenze nach La Babouche. Hier ist Zollrevision. Man fahndet hauptsächlich nach Zigaretten und Tabak, weil Tunesien Monopol hat, und der Tabak in Algerien frei ist. Der glückliche Fischbesitzer, der mir unterwegs anvertraut hatte, daß auf dem Grunde seines Fischkorbes zwölf Päckchen Zigaretten verborgen seien, drückte sich hier wieder.

Von La Babouche nach Aïn-Draham zieht sich der Weg wieder um einen Berg. Die Straße ist sehr gut unterhalten, doch hat sie viele Steigungen, oft bis zu zehn Prozent. Schöne Ausblicke bietet die Straße, besonders auf das Meer und das kleine Hafenstädtchen Tabarka; aber wir waren zu erschöpft, um uns dessen zu freuen.

Nach einer halben Stunde fuhren wir in Aïn-Draham ein und dankten unserem Schöpfer, als wir um ein Uhr mittags, also nach zehnstündiger Fahrt, vollständig gerädert den Wagen verlassen konnten.

Ja, es ist herrlich, „da drüben“ zu reisen!

Mannigfaltiges

Ein einwanderungspolitischer Husarenstreich. — Es war am Abend des 7. Mai 1770. Vor einem Hause, das der Rittmeister v. Woyrsch bewohnte, der die preußische Husarenschwadron zu Pleß in Oberschlesien befehligte, sprang ein Kurier vom Pferd und überreichte ein dienstliches Schreiben. Rasch wollte der Rittmeister es öffnen, doch der Kurier wies ihn auf einen Vermerk an der Stirnseite des Schreibens. Verblüfft las v. Woyrsch: „Zu öffnen am Abend des 24. Mai, wenn die Uhr neun schlägt."

Einige Monate früher hatte sich jenseits der polnischen Grenze ein anderes Ereignis abgespielt. Im Dorfe Kozy, das eigentlich Seifersdorf hieß und völlig von Deutschen bewohnt war, lebten die Nachkommen vor langem in Siebenbürgen eingewanderter Sachsen, die zur Zeit des Türkeneinbruchs von da geflohen waren und Obdach in dem unter polnischer Oberhoheit stehenden Galizien fanden. Sie hatten Ursache, bittere Klagen über ihren Grundherrn und den Starosten zu führen, die sie nicht besser behandelten, als sie es als Herren der polnischen Bauern gewohnt waren. Die unabhängiger fühlenden Deutschen ertrugen diesen Druck schwerer als die einheimischen polnischen Elemente. Es ging eine alte Weissagung unter ihnen, die sich auf den Januar des Jahres 1770 bezog; am Urbanustag sollten sie befreit werden. Der Urbanustag aber fiel auf den 25. Mai.

Als die Nacht vom 24. zum 25. Mai kam, ritten preußische Husaren in dem nahe bei Pleß gelegenen Seifersdorf oder Kozy ein. Ruhig verteilten sie sich in den Häusern, eine Abteilung besetzte den Glockenturm, eine andere das Schloß des Grundherrn, der Rest half den wachgewordenen und harrenden Bauern — deren Schulz die Husaren schon an der Dorfgrenze erwartet hatte — das Vieh aus den Ställen ziehen, ihre bewegliche Habe packen und auf Karren verladen. Dann ging es nach der preußischen Grenze. Still, wie er gekommen, verschwand der Zug im Dunkel der Nacht. Das Dorf war menschenleer.

Jenseits der Grenze wartete ein langer Wagenzug auf die Einwanderer. Unter ihnen ein alter vornehmer Herr, auf

einen Krückstock gestützt; um ihn standen Beamte verschiedener Grade. Es war Fürst Erdmann von Anhalt-Köthen und Pleß, der regierende Grundherr dieses Grenzlandes. Er begrüßte die Leute freundlich und sagte ihnen neue schönere Heimstätten zu. Weiter ging der Zug im Morgengrauen nach dem Vorwerke Kielzo bei Pleß. Hier sollten die Einwanderer vorläufiges Unterkommen finden.

Fürst Erdmann hielt sein Versprechen. Er baute den dreihundertsechzehn Einwanderern den Ort Neu-Anhalt, das heute noch bei Pleß liegt, gab jedem Wirte zwölf Morgen Land und Geldvorschuß auf Garn, da alle diese Einwanderer neben ihrer Landwirtschaft Weber waren, verschaffte ihnen für ihre Gewebe Absatz bei der königlich preußischen Militärmontierungskommission in Breslau und baute schließlich auch — in einem großen Gebäude vereint — Kirche und Schule, Pastor- und Lehrerwohnung.

Die Vorgeschichte dieser von Husaren geförderten „Untertanenenteignung" weist auf Friedrich den Großen. Von ihm war dieser Husarenstreich befohlen.

Der Militärstabsprediger Schleiermacher in Pleß, der Vater des berühmten deutschen Theologen, hatte von Leuten aus Seifersdorf, die zu ihm in die reformierte Schloßkirche zu Pleß zu Predigt und Abendmahl kamen, von dem Elend der Seifersdorfer gehört, und teilnehmend an ihrem Elend, dem Fürsten Erdmann davon erzählt. Der Fürst ging an die richtige Schmiede, er wandte sich an König Friedrich.

Rittmeister v. Woyrsch kannte seinen König, unter dem er den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, zu genau, um erst verwundert mit dem Kopfe zu schütteln, als er das Schreiben öffnete. Er ließ unverzüglich aufsitzen und führte den Befehl aus. —

Ob die prophetische Jungfrau von Seifersdorf, von der die dunklen Worte stammten, eher Bescheid wußte, als er und neben ihr vielleicht auch Stabsprediger Schleiermacher und Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen, davon meldet die Geschichte nichts. Jedenfalls ist die Prophetin hochbetagt

in Neu-Anhalt gestorben und wird im Kirchenbuche als eine „von Gott begabte Seherin“ bezeichnet. Der erste Pastor der neuen Kolonie aber wurde Schleiermacher, jener Stabsprediger. Er versah dies Amt neben seiner Militärpredigerstelle bis zu seinem Tode und liegt auch auf dem Friedhofe der neuen Kolonie begraben.

Politische Weiterungen scheinen aus diesem Husarenstreiche nicht entstanden zu sein. Wenigstens weiß man nichts davon. Polen war damals staatlich schon so zerrüttet, daß man kaum viel unternommen haben wird, um die Grenzverletzung mitten im Frieden zu ahnden. O. Th. St.

Ein 200 Jahre alter Neujahrsbrief. — Aus nachstehendem, in einem Nürnberger Archiv gefundenen Brief ist die merkwürdige Art erkennbar, in der damals ein Jüngling seiner Angebeteten zum neuen Jahre gratulierte. Er lautet: „Hochtugenhaffte und schönste Jungfrau. Bei Gottlob glücksehligem Schluß des Alten, und fröhligem Antritt des neuen Jahrs treibt mich die von diesem zum Offtern erklärte Dienstbegierde, meiner schönsten und in Ehren herzgeliebten Jungfraue von dem Allmächtigen einen erfreulichen Anfang dieser verneuten Zeit und danebst vieler anderer Jahre glückliche Erfüllung, hertzlichst zu wünschen. Der Allerhöchste, welcher unser Aller Thun anfängt, mittelt und endet, dazu der Zeit ihren Ursprung und Ausfluß eröffnet, wolle die Zier-reichen Rosen ihrer holdsehligsten Jugend nach wie vor in ihrer behäglichen frischen Blüthe erhalten, vor Anwehung widriger Gesundheit- und Glücks-Stürme unter seinen Gnaden-Flügeln beschirmen und ihren Stand mit allem Jungfräulichen Wohlergehen gesegnen und krönen: mir aber die vielverlangte Gelegenheit schenken, deroselben meinen ergebenen Gehorsam mit würklichen Diensten besser in diesem neuen, wie in dem abgewichenen Jahr zu beglauben. Welches die schönste und liebste Jungfrau mit ihrer huldreichen Befehlung zu befordern und zu veranlassen geruhe; in ungezweifelter Versicherung, daß nächst göttlicher Gnade die ihrige das teuerste Präsent sey, welches ich mir selbsten zum Neuen Jahr wünsche. Ihrer Tugenden Dienst-Eigener — N. N.“ A. Sch.

Was Tiere träumen. — In dem Pariser Villenvorort Trunay, der sich unter schattigen Bäumen am linken Ufer der Seine hinzieht, haust seit einigen fünfundzwanzig Jahren ein Sonderling, der von alt und jung mit gleicher Achtung und Freundlichkeit behandelt wird, obwohl er jeglichen Verkehr meidet und sich auch nur selten auf den Straßen blicken läßt. Doktor Charles Bernhard ist sein Name. Bevor er sich das in einem weiten Park liegende Haus am Nordausgange des Ortes kaufte, war er Arzt in Marseille. Das ist aber auch das einzige, was man von seiner Vergangenheit bestimmt weiß. Alles übrige hat die Sage sich zusammengereimt — einen ganzen Roman, in dem freilich manches Körnlein Wahrheit enthalten sein mag. Doktor Bernhards Frau soll nach kaum dreijähriger Ehe auf und davon gegangen sein, weil der ernste, stille Mann ihr Leben nicht auszufüllen vermochte.

Man erzählt sich, der kaum dreißigjährige Arzt habe diesen Schlag nie verwinden können. Da ihn in Marseille zu vieles an die ungetreue Gattin erinnerte, verkaufte er seine Praxis und flüchtete in die idyllische Einsamkeit der kleinen Villenkolonie, wo er sich, vielleicht um seine Herzensleere auszufüllen, mit einer ganzen Menagerie einheimischer und ausländischer Tiere umgab, die er sorgfältig pflegte, und die ihm offenbar den Umgang mit Menschen bald völlig ersetzten.

Doktor Bernhard hat ein Buch erscheinen lassen, das trotz des eigenartigen Titels „Was Tiere träumen" und trotz seines lehrreichen und vielseitigen Inhalts nicht beachtet, nicht gekauft und seltsamerweise nicht einmal übersetzt worden ist. Der Verleger konnte schon die erste Auflage nicht unterbringen, und schließlich wurde das Werk, das jedem Tierfreund Stunden stiller Freude bereiten muß, in einem Pariser Warenhaus neben Detektivgeschichten für zwanzig Sou angeboten.

„Ich liebe die Tiere, besser, ich habe sie lieben gelernt," steht im Vorwort zu lesen. „Ein Hund, den ich herrenlos, halbverhungert auf dem Felde fand und mit heimnahm, war das erste Geschöpf, das meine Einsamkeit teilte. Und wie hat dieses äußerlich so häßliche Tier mir meine Barmherzigkeit gedankt,

wie hat es schließlich verstanden, aus meinen Zügen, dem Ausdruck meiner Augen meine Seelenstimmung zu erraten. Oft wenn ich in schmerzlichem Sinnen an meinem Schreibtisch saß, drückte sich plötzlich sein buschiger Kopf in meine Hand — schmeichelnd, tröstend. So wär ich nie allein; so begriff ich, wie wir Menschen unserem Dasein auch ohne unsersgleichen einen befriedigenden Inhalt zu geben vermögen, so wurde ich Tierfreund im großen. Meine Tierliebe umfaßt alles, was da kreucht und fleucht. Selbst an Geschöpfen, denen die Wissenschaft die häßlichsten Eigenschaften angedichtet hat, entdeckte ich gute Seiten — nur weil ich mir die Mühe gab, jedes Tier nach seiner besonderen Individualität zu behandeln ... Und dann, als mir fünf Jahre in stillem Frieden dahingegangen waren, als ich bereits in Haus, Hof und Garten gegen dreihundert der verschiedenartigsten Tiere beherbergte, kam mir der Gedanke, alles das niederzuschreiben, was ich an kleinen interessanten Zügen an meinen Pfleglingen beobachten konnte."

Aus einem Teil dieser Notizen sei hier erzählt:

„Wenn Träume eine höhere Intelligenz voraussetzen, so besitzen diese alle Tiere, soweit ich sie belauschen konnte; denn bei meinen sämtlichen Pfleglingen bemerkte ich im Schlaf gewisse Bewegungen, hörte ich bestimmte Laute, die nur als der Ausfluß einer regen Gehirntätigkeit zu deuten sind. Vom winzigen Kolibri bis hinauf zu einem würdevollen Steinadler träumen alle meine Vögel. Mit geschlossenen Augen sitzen sie nachts da. Einige halten die Köpfe unter den Flügeln verborgen, haben ihr Gefieder aufgeplustert und ähneln so bunten Federkugeln. Andere vergraben den Schnabel nur in die Brustfedern, wieder andere legen den Kopf auf den Rücken. An das milde Licht einer halbverschleierten Lampe, mit der ich mich ihnen nahe, sind sie längst gewöhnt. Sie wachen nicht mehr auf, wenn der schwache Lichtschein sie trifft. Hier und da hebt eines im Schlaf den Fuß, bewegt die Flügel. Leises Piepen wird vernehmbar. Die kleinen Singvögel sind's. Dann krächzt der Adler mißtönend in seinem großen Käfig. Sein Gefieder sträubt sich raschelnd. Und doch bleiben seine Augen von den hellen Lidern

bedeckt ... Er träumt. — Meine Papageien sprechen sogar im Schlaf deutliche Worte vor sich hin und bewegen den Schnabel, als ob sie fräßen. Ein Kakadu mit einer prächtigen Haube, auch am Tage ein sehr lebhafter Vogel, träumt wohl am häufigsten. Obwohl er fest schläft, wie ich durch Versuche festgestellt habe, kommt er nie ganz zur Ruhe. Bald trippelt er auf seiner Stange von einem Fuß auf den anderen, bald reibt er die Schnabelhälften knirschend aneinander, dann wieder richtet sich seine Haube wie im Zorn auf, und gleichzeitig stößt er etwas wie ein ärgerliches Schnattern aus. Alle meine Kanarienvögel singen im Schlaf, brechen dann aber regelmäßig diese ihnen unbewußte Musikübung mit einem schrillen Mißton ab.

Von meinen vierbeinigen Hausgenossen träumen die Hunde am häufigsten und lebhaftesten: sie winseln, bellen leise, bewegen die Pfoten, atmen keuchend, strecken die Zunge aus, sträuben die Rückenhaare und schließen klappernd die Kiefer. Bei den Katzen bemerkte ich wieder im Schlaf recht oft kratzende Bewegungen der Vorderbeine, als ob sie irgendeinen Gegenstand verscharrten, auch ein Hervorstrecken der Krallen und die für ihr Geschlecht charakteristischen Töne des Wohlbehagens, das Schnurren. Mein alter Schimmel, der nun schon seit Jahren das Gnadenbrot bei mir frißt, wiehert häufig im Schlaf laut auf, seine Beine zucken, sein Schweif bewegt sich lebhaft. Vielleicht träumt er von jenen Tagen, wo wir beide noch die Umgebung von Trunay durchschweiften und die Wirtin des Gasthofes von Montesson ihm die vielen Zuckerstückchen reichte, wofür er sich stets durch lebhaftes Schweifwedeln bedankte. Meine Kapuzineräffchen, ebenso mein Pavianmännchen Mungo stehen, was die Lebhaftigkeit ihrer Träume anbetrifft, nicht weit hinter meinen Hunden zurück. Oft, wenn ihre Kiefer sich schnatternd bewegten, wenn sie im Schlaf grunzten und quiekten und ihre Greifhände sich immer wieder öffneten und schlossen, glaubte ich, sie müßten wach sein. Und doch schliefen sie.

Der Inhalt der Träume dürfte bei den Tieren zumeist aus Wiederbelebung von Erinnerungsbildern bestehen, wobei frische Erinnerungen, die die Tiere stark erregt haben, wohl hauptsäch-

lich in Frage kommen. Ich möchte hier nur einen Fall schildern, der recht eindringlich für diese Annahme spricht. Eines Tages im Sommer war durch ein Versehen meines Gärtners die Tür des Wolfzwingers offen gelassen worden. Auf seinem unerlaubten Spaziergang war der Wolf auch vor den Affenkäfig gelangt. Die Kapuzineräffchen und der Pavian, die den Raubtiergeruch witterten, gerieten in furchtbare Aufregung und Angst und verübten einen solchen Lärm, daß ich schleunigst aus dem nahen Treibhause herbeieilte. Nachdem der Wolf wieder eingesperrt worden war, suchte ich das Affenvölkchen durch Darreichung verschiedener Leckerbissen zu beruhigen. Das gelang aber nur schwer. Noch mehrere Nächte nach jenem Vorfall träumten die Tiere derart lebhaft, wie ich es nie zuvor beobachtet hatte. Immer wieder fuhren sie kreischend aus dem Schlaf empor und starrten wild um sich, während ihre Hände gar nicht zur Ruhe kamen. Ohne Zweifel sahen sie im Traum stets aufs neue den Wolf vor sich, wie er sich beutelüstern an den Gitterstäben hochreckte."

Wie Doktor Bernhard künstlich bei seinen Pfleglingen bestimmte Träume hervorrief, das schildert er in einem besonderen Abschnitt seines Buches. „Mein treuester vierbeiniger Freund Bermal, jener Hund ganz unbestimmter Rasse, den ich von der Straße auflas, liegt zu meinen Füßen vor dem Kamin. Vor einer halben Stunde sind wir von unserem Abendspaziergang heimgekehrt. Bermal hat sich dabei auf dem Felde einen strengen Verweis zugezogen; er jagte einen Junghasen auf, der bereits von irgendeinem geflügelten Räuber, wie ich nachher sah, böse zugerichtet worden war. Trotz meiner Zurufe verführte den Hund die Jagdleidenschaft. Er trieb den Hasen vor sich her, tat ihm aber nichts zuleide. Als ich dazukam, lag das Tierchen am Boden, keuchend, mit verängstigten Augen. Es starb auf dem Heimweg. Trotzdem nahm ich es mit mir, um es im Garten zu verscharren.

Der schlafende Hund bringt mich auf einen Gedanken. Ich gehe leise hinaus, hole den toten Junghasen und warte eine Weile, bis Bermal wieder fest schläft. Dann lege ich vorsichtig

das Häschen vor ihn nieder, ziemlich dicht an seine Schnauze. Eine Weile vergeht. Plötzlich wird der Hund unruhig, stößt ein leises Bellen aus, seine Beine bewegen sich lebhaft, sein Rückenhaar sträubt sich: er träumt. Wovon? Vielleicht von der Hetze auf den Hasen. Hat der Geruch des toten Tieres diese Erinnerung in ihm wachgerufen? Die Entscheidung ist schwer. Zur Nachprüfung des eben Beobachteten stelle ich folgenden Versuch an. Ich nehme den Hasen vom Boden auf, lege ihn ins Nebenzimmer und vertiefe mich dann in ein Buch. Nach einer Stunde — inzwischen ist Bermal zweimal erwacht und hat seinen Platz gewechselt — wiederhole ich dasselbe Spiel von vorhin. Der Hund hat den Kadaver des Hasen jetzt kaum einige Sekunden vor der Nase, und schon beginnen seine Pfoten zu zucken, schon entrinnt sich seiner Kehle das heisere, leise Bellen. Mit einem Wort: ich habe dieselben Anzeichen für einen den Hund erregenden Traum vor mir. Charakteristisch ist besonders das Zusammenziehen und Strecken der Beine, der hastige Atem: Bermal läuft im Traum! Und daß er hinter dem Hasen her ist, daß sein Jagderlebnis ihn im Schlafe beschäftigt, wer wollte noch länger daran zweifeln?!"

Ähnliches erzählt Doktor Bernhard auch von seinem Neufundländer Grix. Dieser eifrige Badefreund hatte eines Tages am Ufer der Seine eine Wasserratte aufgespürt, war ihr in den Fluß nachgesprungen und hatte sie bis zum Eingang ihres Baues verfolgt. Zwei Tage später traf Doktor Bernhard einen Landmann, der in einem Tellereisen eine Wasserratte statt eines Marders, dem er nachstellte, gefangen hatte. Mit dieser Ratte stellte der Tierfreund dann denselben Versuch bei seinem Grix an, den er ein Jahr vorher mit Bermal unternommen hatte. Auch dem Neufundländer wurde durch die Witterung der Wasserratte die Erinnerung an sein Abenteuer am Ufer der Seine vermittelt. Er machte mit den Vorderbeinen deutliche Schwimmbewegungen und stieß ein drohendes Knurren aus, kurz, er glaubte sich im Traum wieder im Flusse bei der Verfolgung des langschwänzigen Nagers.

Hören wir, was Doktor Bernhard in demselben Kapitel über

einen Papagei zu berichten weiß: „Der klügste meiner vier Papageien war ohne Zweifel ein Alexandersittich von seltener Größe und prächtigem Gefieder. Koko war ein äußerst friedliebendes Tier — nur mit meiner Angorakatze Sara lebte er auf so gespanntem Fuße, daß ich das schneeweiße Katzenfräulein nie in den Raum lassen durfte, wo Kokos Bauer stand. Kam Sara zufällig dort hinein, so erhob der Papagei ein wütendes Geschrei, sträubte das Gefieder und benahm sich wie ein Toller. Daß Koko die ziemlich scharfe Ausdünstung der Angorakatze genau kannte, hatte ich schon früher dadurch festgestellt, daß ich Sara versuchsweise in einem verdeckten Korbe dicht an den Käfig trug. Der Papagei wurde sofort unruhig. Seine Aufregung steigerte sich immer mehr, obwohl er seine Feindin nicht sehen konnte. Jedenfalls widerlegt diese meine Beobachtung die Annahme, daß Vögel einen sehr schlecht entwickelten Geruchssinn besäßen. Eines Nachts hatte ich ziemlich lange am Schreibtisch gesessen, als mir mit einem Male Sara, die ihr Körbchen leise verlassen hatte, schmeichelnd um die Füße strich. Dieser unbedeutende Zwischenfall erinnerte mich daran, daß ich längst beabsichtigt hatte, mich auch einmal näher mit Kokos Traumleben zu beschäftigen. Ich nahm also die Katze auf den Arm und ging leise in das Vogelhaus hinüber, das neben meinem kleinen Wintergarten liegt. Bei dem hellen Mondschein vermochte ich mich auch ohne Licht recht gut zurechtzufinden. Koko saß zusammengekauert auf der mittelsten Stange seines Käfigs. Sehr bald jedoch wurde er unruhig, reckte mit geschlossenen Augen den Kopf weit vor, krächzte leise und plumpste zu meinem Schreck plötzlich von der Stange auf den Sandboden des Bauers hinab. Da erst erwachte er und begann sofort ein derartiges Gekreisch, daß das ganze Vogelhaus lebendig wurde und ich mich schleunigst mit Sara zurückziehen mußte."

„Wenn überhaupt noch darüber ein Zweifel bestehen kann," fährt Doktor Bernhard fort, „ob ein bestimmter, einem Tier unangenehmer Geruch imstande ist, gewisse Erinnerungsbilder im Traume zur Entstehung zu bringen, so will ich hier zum Schluß noch einen Fall schildern, der meines Erachtens auch die hart-

näckigsten Zweifler überzeugen muß. Mein Pavianmännchen, das friedlich mit dem Kapuzineräffchen in einem geräumigen Käfig haust, hatte sich einmal an einem verrosteten Eisendrahtstück, das zum Befestigen eines Futternapfes diente, eine Rißwunde am Rücken beigebracht, die in Eiterung überging. Da der Pavian körperlich schon sehr heruntergekommen war und auch stark fieberte, als ich den Schaden bemerkte, entschloß ich mich, ihn in Narkose von dem Geschwür zu befreien. Mungo, der schon seit Tagen teilnahmlos in einer Ecke hockte, ließ sich geduldig auf dem Operationstisch von meinem Gärtner und einem zweiten Manne festhalten. Wie ich ihm aber die Chloroformmaske auf das Gesicht drücken wollte, begann ein wilder Kampf, der erst aufhörte, als das Betäubungsmittel zu wirken anfing. Der operative Eingriff gelang sehr gut. Mungo erholte sich schnell, besonders da er den Verband stets ohne viel Widerstreben erneuern ließ. Ihn abzureißen, dazu war er viel zu klug. Nachdem er völlig wiederhergestellt war, begab ich mich eines Nachts mit einem in Chloroform getauchten Wattebausch zu dem Affenkäfig. Mein Pavian hockte wie immer schlafend auf dem mittelsten Ast des Kletterbaumes. Neben ihm saßen einträchtig die Kapuzineräffchen. Der süßliche Geruch des Chloroforms hatte sehr bald Mungos Nase erreicht, mithin auch die seiner Nachbarn. Während nun an ihm deutliche Zeichen von Unruhe bemerkbar waren, die sich schnell zu wütendem Grunzen, Zähnefletschen und zitternden Armbewegungen steigerten, schliefen die Kapuzineräffchen ruhig weiter. Nach einigen Minuten schon fuhr Mungo wie in wilder Angst hoch und flüchtete kreischend in den hintersten Winkel des Käfigs. Fraglos hatte ein Traumgesicht ihn derartig erschreckt, daß er vor Entsetzen schließlich erwachte. Dieser Traum kann aber nur eine Erinnerung an die damals bei der Operation überstandene Narkose zum Gegenstand gehabt haben, woran wohl angesichts der Tatsache, daß die Käfiggenossen Mungos durch den süßlichen, aufdringlichen Geruch nicht in ihrem Schlummer gestört wurden, niemand mehr zweifeln wird.

W. K.

Die ersten türkischen Kanonen. — Als die Türken unter Sultan Mohammed II. Konstantinopel im Jahre 1453 eroberten, hatten sie, obgleich das byzantinische Kaiserreich längst verfallreif war, kein leichtes Spiel; denn trotzdem dieses allmählich sämtliche Provinzen eingebüßt hatte, konnte sich die Hauptstadt infolge ihrer Lage doch noch allein gegen fünfzig Jahre halten. Daß die Bezwingung dieses „Tores der Welt" nicht von der Seeseite möglich war, hatten die Türkensultane längst eingesehen, und so machte sich der kurz vorher auf den Thron gelangte tatkräftige Mohammed II. daran, die Stadt gleichzeitig mit vierhundert Schiffen und einem ungeheueren Landheere zu belagern. Doch auch diesem geboten die gewaltigen Landbefestigungen und Stadtmauern halt, und daß ihm die Eroberung doch in kurzer Zeit gelang, hat er, was wohl wenig bekannt sein dürfte, nur seiner gewaltigen Artillerie zu verdanken.

Im Dienste des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin war als Feuerwerker und Geschützmeister ein Ungar namens Orban oder Urban, einer der berühmtesten Geschützgießer jener Zeit, gestanden, hatte aber, da ihm die bekannten ewigen Eifersüchteleien und Palastquertreibereien das Leben verbitterten und er außerdem für seine für die Verteidigung Konstantinopels unentbehrlichen Arbeiten ganz ungenügend belohnt wurde, den Dienst und die Stadt verlassen. Er begab sich im Jahre 1452 zu Sultan Mohammed und bot ihm seine Dienste an. Das kam diesem zwar sehr gelegen, aber mißtrauisch, wie er war, verlangte er zuerst eine Probe seines Könnens zu sehen. Orban machte sich sofort in Adrianopel an die Arbeit, um dem Sultan als „Muster" eine prächtige Riesenkanone zu gießen. Infolge der zur Verfügung stehenden einfachen Hilfsmittel ging das Werk jedoch trotz der mehr oder weniger zarten Winke des ungeduldigen Padischah nicht so schnell vorwärts, und die Herstellung des Geschützrohres nahm volle drei Monate in Anspruch. Als die Kanone dann endlich fertig war und man ans Probeschießen gehen wollte, mußte der Sultan eine besondere Warnung an die Bevölkerung erlassen, damit die Leute nicht zu sehr durch den großen Knall des Schusses erschrecken sollten. Das war auch gar

nicht unnötig, denn der Krach und die Erschütterung sollen über zehn Stunden im Umkreis verspürt worden sein. Das Geschütz besaß aber auch ein Kaliber von nicht weniger als 85 Zentimetern.

Der Sultan war entzückt. Nun kam aber die nicht minder schwierige Aufgabe, die Riesendonnerbüchse vor die Mauern des belagerten Byzanz zu schaffen, denn Straßen gab es nicht. Es wurde also ein der Last entsprechender Wagen gebaut, der von vierzig Paar starker Ochsen gezogen wurde. Zweihundert Sklaven mußten voraus, den Weg zu ebnen und eine Straße zu bauen, dazu noch eine große Schar Handwerker zur Herstellung der Brücken. Und trotz aller dieser Vorarbeiten hatten während der ganzen Überführung stets noch etwa zweihundert Soldaten neben der „Kaiserlichen", wie sie genannt wurde, herzumarschieren, um sie zu halten und am Umstürzen zu hindern. Sie hatte also eine ihrem „gewichtigen Ansehen" entsprechende Bedienung und Begleitung.

So durchzog die „Kaiserliche" ganz Thrazien, und endlich vor Konstantinopel angelangt, setzte sie alles in Erstaunen durch die unglaubliche Gewalt, mit der sie ihre Steinkugeln von etwa sechs Zentner Gewicht schleuderte. Orban erlebte diesen glänzenden Erfolg seiner Schöpfung nicht mehr, er war ein Opfer seiner Arbeit geworden. Der Sultan errichtete nun unter der Leitung des tüchtigsten Gehilfen des Verstorbenen im Hauptlager vor der Stadt sofort eine Geschützgießerei, in der weiterhin gegen zweihundert solcher Donnerbüchsen verschiedener Größe hergestellt wurden. Diese führten dann ihr Werk so gründlich aus, daß nach einer Beschießung von 54 Tagen die gewaltigen, bisher als uneinnehmbar bekannten, mehrere Meter dicken Mauern, Türme und Kastelle von Byzanz in Schutt und Trümmern gelegt waren und die tapfer verteidigte Stadt von den Truppen im Sturm genommen werden konnte. O. M.

Der Giftsumach. — Im botanischen Garten zu Berlin hatte sich ein Besucher vor einen Strauch gestellt, der die Bezeichnung „Rhus toxicodendron L. — Giftsumach" trägt.

Auf einer besonderen Tafel stand die Warnung: „Sehr giftig. Anrühren ist gesundheitsschädlich!“ Vielleicht hat gerade diese Warnung den Besucher veranlaßt, den Strauch näher anzusehen; er wird dabei wahrscheinlich auch ein Blatt angefühlt und verletzt haben. Dieser Ungehorsam kam den neugierigen Herrn sehr teuer zu stehen, denn er machte die böse Erfahrung, daß der Strauch tatsächlich ein stark wirkendes Hautgift enthält. Er bekam einen schmerzhaften Ausschlag am Oberarm, später auch an anderen Körperteilen, und da er hierdurch in der Ausübung seines Berufes gehindert war, Doktor- und Apothekerkosten hatte, war er natürlich auf den Strauch sehr schlecht zu sprechen. Er verklagte den Fiskus mit der Begründung, daß er den Strauch nicht berührt, sondern nur eine Weile vor ihm gestanden habe, weshalb der Giftstoff einzig und allein nur durch die Luft auf ihn übertragen worden sein könne. Solch gefährliche Pflanzen sollten überhaupt nicht in einem allgemein zugänglichen Garten sein, lautete der Schluß seiner Anklageschrift. Der Fiskus wurde in erster Instanz verurteilt, vom Kammergerichte aber freigesprochen.

Dieser Fall gab den Anlaß zu einer gründlichen Untersuchung des Giftsumachs, über dessen Gefährlichkeit erschreckende Geschichten aus Amerika nach Europa gedrungen sind. In Brasilien, wo dieser Strauch in allen Wäldern steht, ist jedermann auf der Hut vor ihm. Vorweg sei bemerkt, daß nicht alle Menschen gegen derlei Gifte gleich empfindlich sind; manche bekommen ja auch nach dem Genusse von Erdbeeren einen argen Ausschlag, während andere sogar das Blatt eines Giftsumachs in den Mund nehmen können, ohne Schaden zu leiden. Auch die Becherprimel ruft eine Hauterkrankung hervor, wenn man eines ihrer Blätter oder den Blütenstengel leise berührt, denn das Gift wird hier an der Außenseite der oberirdischen Organe durch Härchen erzeugt und ist sehr leicht übertragbar. Nicht so schnell geht es beim Giftsumach. Solange das Blatt oder der Stengel des Giftsumachs unverletzt sind, kann man sie berühren, ohne zu erkranken. Wird aber ein Blatt verletzt, dann tritt aus der Wunde sofort ein kleines, weißes Tröpfchen, das sich an der

Luft schwarz färbt und, wenn es auf die Haut des Menschen gelangt, in wenigen Stunden eine schwere Entzündung hervor-



ruft. Die Gärtner und Beamten der botanischen Gärten, die mit dieser Pflanze häufig zu tun haben, Blätter abschneiden,

sie verpflanzen usw., wissen ein Lied davon zu singen und gehen deshalb sehr vorsichtig mit ihr um.

Eine Übertragung des Giftes durch die Luft könnte nur möglich sein, wenn das Gift ein flüchtiger Stoff wäre, oder Teilchen der Pflanze durch den Wind auf die menschliche Haut übertragen würden. Die Pollenkörner enthalten aber gar keinen giftigen Stoff, und die Härchen sitzen so fest an der Pflanze, daß sie auch der kräftigste Wind nicht entführen kann. Man hat auch sehr empfindliche Leute lange Zeit vor dem Giftsumach versuchsweise stehen lassen, was gar keine nachteiligen Folgen hatte. Somit ist wohl einwandfrei bewiesen, daß das bloße Verweilen vor diesem Strauche nicht gefährlich ist. Begeht einer doch die Unvorsichtigkeit, ein Blatt zu beschädigen, so wird er die bald hernach auftretenden Schmerzen wesentlich mildern, wenn er die infizierte Stelle mit einem in 50—75prozentigem Alkohol gelösten Bleiazetat wäscht. A. E.

Diplomatenarbeit. Graf Piper war der einzige, der das volle Vertrauen König Karls XII. von Schweden besaß, weil er den Charakter seines Herrn genau studiert hatte und die Tugenden und Schwächen des Monarchen gut zu benützen verstand.

Als der König im Jahre 1706 nach dem Altranstädter Frieden noch längere Zeit in Sachsen stehen blieb, fürchtete Österreich, daß Karl sich mit Ludwig XIV. in ein Bündnis einlassen könnte und durch einen Angriff auf die Erbstaaten mit einem Schlage den Kriegschauplatz verändern möchte. Einer österreichischen Gesandtschaft gegenüber verhielt sich Karl sehr zurückhaltend, so daß die Besorgnis in Wien noch höher stieg. Man wandte sich daher an den Vertrauten des schwedischen Königs, den Grafen Piper, und versprach ihm hunderttausend Gulden, wenn er es durch seinen Einfluß dahin zu bringen wüßte, daß Karl XII. Sachsen verließe und sich gegen Rußland wendete.

Graf Piper war sehr empfänglich für den Glanz des Goldes, aber er kannte seines Herrn eigensinnige Art. Er wußte aber auch, daß in der Wagschale seiner Entschließung nichts schwerer wog als der Ehrgeiz, gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden,

vor denen andere Sterbliche ängstlich zurückscheuten. Mochte die Aussicht auf einen glänzenden Erfolg offen dabei liegen, Karl XII. wählte sicher stets den schwierigsten und denkbar ungünstigsten Weg, um zum Ziele zu gelangen. Auf diese Charaktereigenschaft des Königs baute Graf Piper seinen Plan.

Eines Tages brachte er wie zufällig das Gespräch auf einen Kriegsfall mit Rußland und trug dick auf bei der Schilderung der Schwierigkeiten eines Feldzuges in dem unwirtlichen Lande. Karl XII. hörte ihm aufmerksam zu. Am andern Tage fing er selbst die Möglichkeit eines Feldzuges in Rußland zu erwägen an; Graf Piper riet ihm entschieden von einem so tollkühnen Unternehmen ab und wies darauf hin, wie leicht der König auf dem Wege eines Bündnisses mit Ludwig XIV. viel größere und glänzendere Erfolge haben könnte und müßte. Aber bei Karl war die Idee, das schwierige Unternehmen auszuführen, schon festgewurzelt.

Endlich rückte Piper mit dem stärksten Trumpf gegen den König vor, indem er sagte: „Eure Majestät werden am besten die große Gefahr, die Ihnen in einem Kriege gegen Rußland droht, daraus ersehen, daß Ihre Feinde mir hunderttausend Gulden haben bieten lassen, wenn ich Sie dazu zu überreden vermöchte."

„Nimm sie, nimm sie!" rief da der König. „Schon dafür, daß du gegen deinen Herrn ehrlich warst. Morgen marschieren wir gegen Rußland!" D. C.

Etwas über die Sprache des Seemanns. Über drei Viertel aller seefahrenden Schiffe sind heute Dampfer, aber auch heute noch müssen die Seeleute, die das Kapitäns- oder Steuermannspatent erwerben wollen, eine gewisse Fahrzeit auf Segelschiffen nachweisen; daher wird es für absehbare Zeit noch immer Segelschiffe geben, die vornehmlich Schulzwecken dienen. In der deutschen Kriegsmarine sind die letzten Segelkorvetten bereits seit über zehn Jahren außer Dienst gestellt. Es ist daher um so höher anzuerkennen, daß die Leute von der „Emden" unter der Führung eines ganz jungen Offiziers mit einem erbeuteten

Segelschiff mehrere tausend Meilen über See fuhren und glücklich ihr Ziel erreichten. Hinübergerettet in unsere Zeit auf das moderne Schiff hat sich aber die alte Seemannssprache mit ihren sonderbaren, der Landratte meist unverständlichen Ausdrücken.

Wir lassen uns durch einen Bootsvermieter nach einem auf den Strom verholten Kriegsschiff pullen. Strom ist das Fahrwasser des Hafens, und Pullen heißt Rudern. Unser Bootsmann legt sich in die Riemen, nicht etwa Ruder, denn Ruder heißt beim Seemann nur das Steuer, die Ruderbänke werden Duchten und der Lattenfußboden des Bootes Gräting genannt. Der Bootsmann nähert sich dem zu besuchenden Schiff vorschriftsmäßig an der Backbordseite. Der Posten auf der Back ruft „Boot ahoi", unser Bootsmann antwortet „Nein, Nein", worauf wir am Fallreep anlegen und uns an Bord begeben dürfen. Unser Boot wird festgemacht mit der Fangleine an der Jakobsleiter der ausgeschwungenen Backspiere, damit es sich nicht am Bord des Schiffes schamfielt (scheuert). Um 8 Glas (8 Uhr, 12 Uhr, 4 Uhr usw.) soll das Schiff in See gehen, es ist seeklar, bereit zur Abfahrt. Die Boote sind festgepurrt, die Taue aufgeschossen, die Rundhölzer geschrapt (abgekratzt), das stehende Gut (festes Takelwerk) und das laufende Gut, die Persennings (Überzüge), die Davits (Bootskräne), kurz alle Dinge an Bord sind vierkant (in Ordnung), die Luken sind verschalt (dicht gemacht), die Ladung verstaut, die Freiwache aufgepurrt (geweckt), das Schiff hat gebunkert (Kohlen übernommen). Ehe der Anker gehiert wird (gehoben), müssen wir als Badegäste, die den großen Törn (englisch turn = Fahrt) nicht mitmachen dürfen, von Bord gehen. Wir haben gerade noch gesehen, wie die Mannschaften zum Backen und Banken oder zum Schaffen (Mittagessen) antraten; es gab Labskausch (Rindfleisch mit gequetschten Kartoffeln).

Die Mannschaften heißen nach dem ihnen obliegenden Dienst Gasten — es gibt Signal-, Mars-, Boots-, Ruder- und noch viel mehr andere Gasten, nur die Wache im Boot führt nebenbei noch den Spitznamen „Pavian", der Koch die sonderbare Bezeichnung „Smutje".

Die Wünsch (Ankerwinde) tritt in Tätigkeit, früher von der Mannschaft am Gangspill, jetzt mit Dampf bedient. Die Kette steht auf und nieder (senkrecht), die Ankergasten wahrschauen, daß der Anker freikommt. Merkwürdigerweise behauptet der Seemann von dem viele hundert Zentner schweren Anker „er schwimmt", sobald er an der Oberfläche erscheint. Das Gefäß zum Ausschöpfen des Bootes heißt „Ötschfaß" und der an einem Tau hängende Eimer, mit dem Wasser geschöpft wird, „Schlagpütz". Knoten werden Steeks genannt, so Paalsteek, Webeleinsteek, Taue werden nicht verflochten, sondern verspleißt, daher Kurz- und Langspliß. Englischen Ursprungs sind die Bezeichnungen Pantry (Anrichteraum) und Kambüse (Küche). Die Mannschaft wohnt im Leutelogis oder im Roof.

Alte Seeleute nennen die modernen Kriegschiffe voller Verachtung Zementfabriken oder auch Scheuerpräme.

Wird beim Kreuzen der Wind ungünstiger, das heißt kommt er immer mehr von vorn, so schrahlt, andernfalls raumt er. Windstille heißt Flaute, das Wetter ist sichtig oder diesig; es gibt auflandigen und ablandigen Wind. Man luvt an, oder geht hart an den Wind, man segelt mit halbem (seitlichem) und mit Bagstakswind (drei Viertel von hinten), oder platt vor dem Wind, wobei das Schiff schlecht Kurs hält; nach der Seemannssprache ziert es. Es gibt lee- und luvgierige Schiffe. Ein Schiff macht Fahrt voraus, es stoppt, es treibt ab, hat Abtrift, es wird versetzt. Der Steuermann läßt hart Ruder geben und abfallen, er läßt in den Wind gehen, oder halsen (das heißt das Schiff in der Windrichtung auf den anderen Bug oder über Stag gehen). Ist sein Kommando richtig ausgeführt, so ruft er dem Mann am Ruder „Stuttig" oder „stetig" zu. Schmules Wasser ist solches in Landschutz mit geringer Tiefe. Der Seemann sagt selten Ebbe und Flut, sondern meist Niedrig- und Hochwasser, nicht Wellen, sondern Seen, nicht Sturzsee, sondern Brecher. Er ist nicht gereist, sondern befahren auf großer oder kleiner Fahrt, den Äquator nennt er die Linie, er kennt keine Gegenden, sondern Hochten und er segelt eine Küste an. Er vermietet und verdingt sich nicht, sondern verheuert sich, der

seemännische Stellenvermittler heißt Heuerbas, die vermittelte Stellung Schanz (englisch chance). Ein Schiff ist in Seemannsaugen schmuck, rank, staatsch, fix, oder eine olle Paudel, wenn es ihm nicht gefällt. Die Linienführung des Schiffes heißt „Sprung“. Ein Segel flattert nicht, es killt; die Bramsegel müssen am Luvliek (Rand an der dem Wind zugekehrten Seite) beim Kreuzen immer leicht killen, weil sie am wenigsten hart geprasst sind.

Talje und Klappläufer bedeutet einen Flaschenzug; es heißt Mars und nicht Mastkorb, Wanten sind die Strickleitern usw.

Auf die genaue Beachtung der altüberkommenen seemännischen Ausdrücke wird auch auf modernen Schiffen großer Wert gelegt. M.

Das „dumme Gefühl“. — So sagen wir wohl grollend von unserem Gemüt, wenn es sich einmal allzu schwach und nachgiebig oder gar zu eigensinnig gezeigt hat. Es braucht sich dabei durchaus nicht stets um etwas wirklich Törichtes zu handeln; oft wird uns dieser Gemütseigensinn zur Ehre, zum inneren Fortschritt. Doch damit kämen wir in das Gebiet der Roman- und Novellendichter. Wir wollen hier einmal sehen, wie es neuerdings mit dem für die rauhe Außenwelt bestimmten Gefühls-, richtiger Tastsinn steht. Ob wir da auch von einem dummen und klugen Gefühl reden dürfen, ob wir nicht vielleicht das kluge und nützliche Gefühl zuweilen verkannt und verloren haben, und wie wir das „dumme“ verbessern und richtig gebrauchen lernen. Da dieses Gebiet aber sehr groß ist, so beschränken wir unsere Untersuchung auf das wichtigste, das „Verkehrsgefühl“.

Die heutige Naturbeobachtung liefert uns Tausende von Beispielen, daß zahlreiche wild oder leidlich frei lebende Tiere und Menschen für ihre Bewegungen ein viel feineres Gefühl haben als wir Kulturmenschen. Die Fische zum Beispiel können nicht hören, aber ausgezeichnet fühlen. Nähert man sich einem Fischgewässer festen Schrittes, so fahren die Tiere schon, bevor man von ihnen gesehen wird, erschreckt zusammen und verschwinden in die Tiefe; ebenso wenn man von weitem einen



Flüchtende Fische.

Schuß über die Wasserfläche abfeuert. Erklärung? Der Fisch hört nicht die Schallwellen, sondern er empfindet durch die kleinen becherförmigen Löcher seiner vom Kopf bis zum Schwanz reichenden sogenannten Seitenlinie die allergeringste Erschütterung seines Lebenselements. Dieselbe, uns noch nicht sehr lange bekannte Einrichtung belehrt ihn nicht nur über alle wechselnden Strömungen, sondern auch über die verschiedenen Wasserarten. Sie bewahrt ihn vor allem in der dunklen Tiefe vor dem Anstoßen, weil er empfindet, wie das Wasser von dem getroffenen Hindernis zurückprallt. So ist es jetzt auch weiter kein Wunder mehr, daß der Lachs mit Hilfe dieser empfindsamen Seitenlinie ohne langes Suchen seinen Weg aus tiefem Meeresgrund den ganz bestimmten Fluß und seichten Bach bis hoch ins Gebirge hinauf findet, wo er gewohnt ist zu laichen.

Ganz sicher spielt das „Gefühl", das heißt die durch den Tastsinn vermittelte Empfindung, auch bei den Zugvögeln eine wunderbare und bis jetzt nicht aufgeklärte Rolle; denn es ist bekannt, daß viele Vögel bei dunkler Nacht ziehen. Noch auffallender ist das „Richtungsgefühl" bei manchen Säugetieren und Naturvölkern entwickelt. Schickt der Jäger seinen Hund in ein noch so großes und hoch bestandenes Lupinenfeld, um die wilden Kaninchen darin aufzustöbern, er kann gewiß sein, daß das begabte Tier, mag es auch kreuz und quer diesen kleinen Urwald durchstreift haben, dennoch ohne Suchen auf geradem Wege zu ihm zurückfindet. Ebenso die Naturmenschen in der endlosen Grassteppe oder im dichten Busch. Unsere schwarzen Landsleute in Afrika finden nach übereinstimmenden Berichten meilenweit und schnurgerade den Weg nach dem Lager, mag ihnen die Gegend auch vorher ganz unbekannt sein. Ferner, welcher Jäger und Tourist wird nicht diese selben Schwarzen beneiden um ihre fast unheimlich sichere Gabe, oft tief in der Erde verborgene Wasserstellen zu finden, oder die Gemse um ihr zauberhaft untrügliches Gefühl für tragfähige Eis- und Schneebrücken?

Das alles sind ganz gewiß keine dummen Gefühle. Dumm, das heißt erschreckt und unsicher wird die Empfindung erst, wenn wir merken, daß unser Körper auf eine neue, schnell von außen

kommende Druck- oder Stoßart nicht eingerichtet ist. Darauf beruht zum Beispiel die Berg- und Luftballonkrankheit. Wird einem nämlich der Aufstieg durch rasche Fahr- oder Reitgelegenheit zu bequem gemacht, so kann die Lunge in den Höhen über 3000 Meter hinaus schon nicht mehr mit. Sie bekommt hier in der dünnen Luft nur halb soviel Sauerstoff zu atmen, der dann lange nicht mehr so kräftig in die Lungensäcke und Blutadern hineingedrückt wird, wie drunten im Tal. Was ist die Folge? Lunge und Herz bemühen sich durch schnelleres und immer schnelleres Arbeiten den Verlust zu decken. Das geht aber nicht so rasch wie der Aufstieg und strengt die beiden wichtigen Innenorgane so an, daß schwächere Personen leichenblaß und mit blauen Lippen umsinken und sich erst erholen, wenn sie schnell wieder zu Tal befördert oder mit dem Sauerstoffapparat verbunden werden.

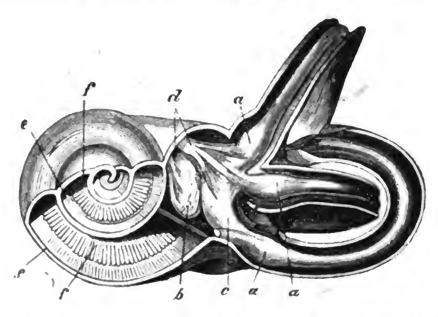
Noch gefährlicher ist eine andere Bedrückung durch Luft, sie erzeugt die sogenannte Druckluftkrankheit der Taucher und Tunnelarbeiter. Auch sie beruht auf mangelnder Anpassung des Körpers, nur ist's hier umgekehrt wie bei der Berg- und Ballonkrankheit. Beim Arbeiten in der Tiefe unter der Taucherglocke haben sich Lunge, Herz und Adern allmählich daran gewöhnt, dem großen Außendruck mit einem hohen inneren Gegendruck standzuhalten. Kommt der Arbeiter nun zu rasch und unvermittelt wieder an die Oberfläche, so schießt das Blut wie rasend in die vom Luftdruck befreiten Äderchen und zerreißt sie. Das gleiche Bestreben zeigen der im Körper befindliche Stickstoff und Sauerstoff, die jetzt plötzlich zu perlen beginnen und alle Höhlungen des Körpers zu verstopfen und zu zersprengen drohen.

Das häufigste dumme Gefühl aber ist das des gestörten Körpergleichgewichts. Es packt uns zum Beispiel beim Erdbeben. Und nicht nur uns Menschen, sondern auch viele Tiere. Manche Hunde und Katzen, wahrscheinlich auch noch andere Säugetiere, werden durch eine noch unerklärte feine Empfindung vorher gewarnt. Die Vögel jedoch scheinen genau wie wir selber von dem Beben überrascht und erschreckt zu werden. In Stuttgart zum Bei-

spiel flatterten in jener schlimmen Nacht des 16. November 1911 Tauben auf, und mehrere aufgeschreckte Sperlinge flogen, Schutz suchend, den Menschen auf Kopf und Arme, sogar in die Hände. Doch Erdbeben und ihre Ängste sind Gott sei Dank in unseren Breiten seltene Erscheinungen. Weit häufiger leiden wir unter der erdbebenähnlichen Gleichgewichtsstörung durch Eisenbahnen und Schiffe. In beiden Fällen wird das schon mehr als dumme Gefühl der Eisenbahn- und Seekrankheit hervorgerufen durch die fortgesetzte doppelte Schaukelbewegung, nämlich in der Querrichtung und in der lotrechten Achse unmittelbar hintereinander. Diese fortdauernde Gleichgewichtsstörung teilt sich durch das Gehirn auch den Magennerven mit und macht sie rebellisch. Es gibt Personen, die bei jeder neuen kleinen Seereise wieder in diesen unangenehmen Zustand geraten. Zuweilen sogar schon vor Antritt der Reise. Im letzteren Falle könnte man also mit Recht von einem wirklich dummen das heißt sich betrügen lassenden Gefühl sprechen. „Die Abfahrt unseres Dampfers war auf elf Uhr festgesetzt," berichtet ein Schiffsarzt. „Sie verzögerte sich jedoch aus technischen Gründen um mehrere Stunden. Um halb zwölf Uhr wurde ich zu einer Dame gerufen, die hochgradig seekrank in ihrer Kabine lag. Wie sich später herausstellte, hatte sie von der Verzögerung der Abfahrt nichts erfahren und pünktlich um elf Uhr, durch die Erinnerung an ihre früheren Reisen verleitet, das anhängliche Leiden ohne jede Ursache bekommen."

Nun gibt es aber merkwürdigerweise Leute und Leutchen in einem gewissen Zustand oder Alter, die nach neueren Forschungen alle ohne Unterschied nie von Seekrankheit geplagt werden. Es sind die Taubstummen und die Säuglinge. Wieso? Die Beantwortung dieser Frage gibt uns Aufklärung über eine sehr weise und noch gar nicht lange bekannte Einrichtung der Natur. Der mittlere Teil unseres Ohres enthält ähnlich wie bei allen Tieren im Vorhof des Labyrinths eine Anzahl frei beweglicher kleiner Kalkkristalle, ferner sind die anstoßenden Bogengänge mit wässerigem Blut gefüllt. Beides dient dazu, unserem Hirn mittels der Nerventelegraphenlinien jede

kleinste Änderung im Gleichgewicht des Körpers anzuzeigen. Der wunderbare Apparat ist in fortwährender Tätigkeit. Ob wir springen, laufen, fallen, schleichen, selbst beim Sitzen und Liegen gibt's ja immerfort irgendeine größere oder kleinere Körperverschiebung. Alle diese Ausgleichbewegungen werden von den Steinchen und der Flüssigkeit mitgemacht und sogleich dem Gehirn telegraphiert. Aber ebenso wie beim wirklichen Telegraphen Apparat und Leitung in Ordnung und sachgemäß bedient sein müssen, ist es auch beim Labyrinth. Bei den Taubstummen



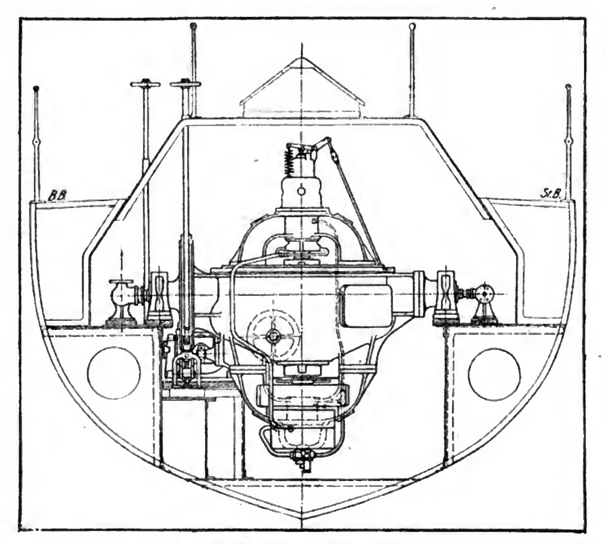
Das Labyrinth (zum Teil eröffnet und dreimal vergrößert).
a Ampullen. b Rundes Vorhofsäckchen. c Längliches Vorhofsäckchen. d Nervenfasern. e Häutige und f knöcherne Scheidewand der Schnecke.

ist es gelähmt oder zerstört, und die Säuglinge müssen erst durch bewußtes, eigenwilliges Bewegen ihrer kleinen Glieder das Telegraphieren, das heißt das Gleichgewichtsgefühl erlernen. Das geschieht aber in der Regel erst später, wenn die Kleinen beim Laufenlernen öfter hinpurzeln.

Zur Vermeidung der Seekrankheit ist es also eigentlich nötig, daß wir unser gutes, natürliches und unentbehrliches Instrument im Mittelohr abstumpfen. Geht das nicht bei allen durch die Macht des Willens oder der Gewohnheit, so stopfen gutmütige und kluge Kapitäne bei kommender schlimmer See den empfindlichen Fahrgästen Watte in die Ohren. Das mildert ein wenig die Reizbarkeit des Telegraphen, aber weit sicherer und ange-

nehmer ist es, wenn den Schiffen, wie es jetzt allmählich üblich wird, von vornherein Schlicksche Kreisel oder Frahmsche Schlingertanks eingebaut werden. Sie bringen durch ihr Gegenschwingen und Bremsen das unzuträgliche Stoßen und Schlingern am besten zum Stillstand.

Für das Gleichgewichtsgefühl weit natürlichere und ange-



Schlickscher Schiffskreisel.

nehmere Verkehrsmittel als Eisenbahnen und Schiffe sind Fahrräder, Automobile und Flugzeuge. Wir erraten jetzt auch unschwer, weshalb. Erstens gibt es hier keine nennenswerten Schlingerbewegungen, zweitens, und das ist das wichtigste, das Fahrzeug wird durch Arme und Füße des Fahrers gelenkt, steht also mit dessen Gleichgewichtsorgan und Gehirn in andauernder, fast unmittelbarer Verbindung. Das Fahrzeug wird zum Werkzeug, es bildet sozusagen die beseelte Fortsetzung

oder Verlängerung der Arme und Füße des Fahrers. Auf diesem innigen „Zusammenwachsen" mit der Maschine, verbunden mit einer großen Feinfühligkeit gegen die verschiedenen Luftströmungen und ihrer technischen Verwertung durch Höhen-, Seiten- und Schwanzsteuer, berühren ja die erstaunlichen Kurvenflüge von nur 20 Meter Durchmesser sowie die völligen Überschlagungen, die jetzt von den meisten kleineren Kampfflugzeugen ausgeführt werden. Wie heilsam das Rad- und Automobilfahren für die Wiederbelebung des Fühlens und Wollens ist, beweisen die Verordnungen und Erfolge der Ärzte; aus scheinbar unverbesserlichen, stumpfsinnigen Melancholikern und Hypochondern werden bei Aufnahme dieser Sports binnen kurzem wieder fröhliche und lebensfrohe Menschen.

Wir kommen am Schluß unserer Betrachtung zu dem neuesten und seltsamsten Verkehrsgefühl. Es ist so neu und wunderbar, daß wir Menschen noch gar nicht das Empfangsorgan in unserem Körper entdeckt haben, ja, es hat den Anschein, als hätte uns die Natur dieses Organ überhaupt versagt. Und doch könnten wir es so gut brauchen, das Gefühl, das uns bei Nacht und Nebel im fahrenden See- oder Luftschiff rechtzeitig mitteilt: aufgepaßt, es kommt von da oder dort her etwas entgegen, oder: seid auf der Hut vor drohenden Klippen und, ihr Kriegschiffe, vor heranschleichenden Torpedobooten! Wie gesagt, ein derartiges warnendes Ferntastvermögen haben wir nicht. Aber da entdeckte es die zoologische Wissenschaft vor nicht sehr langer Zeit an einer ganzen Tierfamilie, den Fledermäusen. Man wußte schon früher, daß diese Tiere bei Nacht nicht etwa besonders gut sehen, hören oder riechen, daß sie dagegen, selbst völlig erblindet, die Luft so geschickt durchkreuzen, daß sie niemals anstoßen. Man suchte und fand teils auf der Innenseite der Flughäute, bei anderen in den großen Ohren oder auf der Nase, am Kinn, auf dem ganzen Gesicht kleine blattartige Anhängsel. Man glaubte darin eine Vorrichtung entdeckt zu haben ähnlich der erwähnten Seitenlinie der Fische. Danach sollten die Fledermäuse an dem Wind, den sie mit ihren Flughäuten beim Flattern erzeugen, und der von etwaigen Hinder-

nissen zurückgeworfen würde, mittels jener Apparate den Gegenstand des drohenden Anstoßes kurz vorher wahrnehmen und vermeiden. Neuere Forschungen aber brachten noch viel Wunderbareres zutage. Die Fledermaus hat in ihrem großen Ohre noch ein kleines Ohr, das heißt in der Hauptsache ein feines, straffes Häutchen, eine Membrane, die beim Fliegen in allerfeinste und schnellste Schwingungen versetzt wird und dadurch Töne hervorbringt, so hoch, daß sie ein menschliches Ohr gar nicht vernehmen kann. Diese feinen Tonwellen sind es, die an den oft gar nicht sehr nahen Hindernissen anprallen, zurückgeworfen und mit Hilfe der beschriebenen Aufnahmeapparate für die Flugrichtung verwertet werden.

Aber was nützen unseren Schiffen die schönsten Fledermausohren? Und dennoch. Der bekannte Erfinder des nach ihm benannten Schnellfeuergeschützes, Sir Hiram S. Maxim, nahm sich jene naturwissenschaftliche Entdeckung zum Vorbild. Er baute einen Ferntastapparat, bestehend aus einer Sirene, die so hohe Töne erzeugt, daß wir sie nicht mehr hören, und ferner bestehend aus einem Hohlzylinder mit straff darüber gespannter Membrane zur Aufnahme der zurückkehrenden Schallwellen, die nun eine Glocke zum Tönen bringen. Ein Entfernungsmesser verzeichnet schließlich, durch eine zweite, von dem Glockenton bewegte Membrane mit angefügtem Zeichenstift auf einem Papierstreifen fein säuberlich die Schwingungen. Man sieht hier genau den Zeitpunkt, wann die Sirene zu tönen begann, und wann das Echo zum Schiff zurückgelangte. Aus dem Unterschied berechnet man einfach die Entfernung des gefahrdrohenden Hindernisses.

Es wäre ja nicht das erste Mal, daß wir etwas von den Tieren gelernt und durch die Technik übertrumpft hätten. Hoffen wir, daß sich die neue Erfindung bewähren und rasche Anwendung auf den Schiffen finden möge; Tausende von Menschenleben könnten dadurch erhalten bleiben, und niemand müßte künftig vor schwimmenden Eisbergen erzittern. H. Radestock.

Eine militärische Huldigung für Goethe. — Ende August des Jahres 1790 hatte das preußische Infanterieregiment

Alt-Pfuhl zu Landeshut in Schlesien Kantonierungsquartiere bezogen. Gleichzeitig lag auch das Kürassierregiment, das Herzog Karl August von Sachsen-Weimar befehligte, dort. Auch der Herzog war bei der Truppe. Goethe, der seinem Fürsten gefolgt war, trennte sich auf einige Tage von Karl August, um einen Ausflug ins Riesengebirge zu unternehmen. Am Abend des 31. August traf er gegen sieben Uhr in Landeshut ein. Er fuhr in einer Postkutsche an der Hauptwache auf dem Markte vorüber. Ein junger Kürassieroffizier, der mit mehreren Kameraden an dem kühlen Herbstabend bei einer Punschbowle saß, erkannte Goethe. Als leidenschaftlicher Verehrer Goethes und seiner Schriften hätte er gern ein Wort mit ihm gesprochen, ihm von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden. Aber er mußte auf seinem Posten bleiben. Goethe stieg in einem Gasthofe in der Nähe des Marktes ab. Nun erfuhr der junge Offizier, daß der Dichter nur die Auswechslung der Pferde abwarten und nach der Koppe zu weiterreisen wolle, er mußte also wieder an der Hauptwache vorbeikommen. Als der Postwagen wieder heranrollte, trat der Offizier mit seinen Kameraden, von Soldaten mit Windlichtern begleitet, und einem dampfenden Glas Punsch, auf den Marktplatz, rief dem Postillion „Halt!" zu, trat mit ehrerbietiger Verbeugung vor den Wagenschlag und deklamierte die rasch auf der Wache zusammengestoppelten Verse:

„O Meister, dich zu sehn, war längst mein heißer Wunsch!
Nimm von des glühenden Verehrers Hand —
Ist's kein Gelehrter schon und nur ein Leutenant —
Zur Gabe auf den Weg dies Gläschen warmen Punsch!"

Goethe war durch den überraschenden Aufenthalt verstimmt, lächelte aber, als er die Verse hörte, nahm das Glas und leerte es. Mehr zu trinken lehnte er ernst ab und fuhr weiter. Der Leutnant soll an diesem Abend vor Freude nicht recht mehr zu Verstand gekommen sein. Diese kleine Goethe-Anekdote gehört zu jenen, die, obwohl verbürgt, in der Goethe-Literatur unbekannt sind. Sie kam erst an Goethes 150. Geburtstag zutage. O. Th. St.

Graf Gobineau über die Nationaleitelkeit der Franzosen. — Unter allen Beurteilern französischer Kultur, die Frankreich selbst zu seinen Söhnen zählt, verdient Gobineau die meiste Aufmerksamkeit, denn er ist trotz der Schärfe seiner Beobachtung und seines Ausdrucks auch von seinen Stammesgenossen, wenn auch nur von den wenigen Einsichtsvollen, als zuverlässig und gerecht anerkannt. Daß seiner Anhänger im eigenen Lande nicht allzuviele sein können, erhellt für uns schon daraus, daß Gobineau an die große Sendung Deutschlands für die Zukunft glaubt, und daß er es immer beklagte, hauptsächlich durch die Schuld der Franzosen den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland sich erweitern zu sehen.

Wir lesen deshalb mit besonderem Anteil, was der um die Erforschung der Schriften Gobineaus außerordentlich verdiente Professor Ludwig Schemann in den „Grenzboten" veröffentlicht, und namentlich, was er über die Ansicht des Grafen von der Nationaleitelkeit der Franzosen kundgibt.

Während sich in früheren Jahrhunderten die Franzosen noch einen offenen Sinn für die Vorzüge des Auslandes bewahrten, begann unter Ludwig XIV. jene Selbstvergötterung, in der das Volk dem verhängnisvollen Vorbild des „Sonnenkönigs" nachgab, und die ein entsprechendes Sicherheben über und Sichzurückziehen von den anderen Völkern zur Folge hatte. Das übrige Europa trug allerdings dazu nicht wenig bei, indem es alles Französische verehrte und nachahmte. So machte denn im 18. Jahrhundert die gefährliche Isolierung Frankreichs weitere Fortschritte, und vollends durch den Rausch der Revolution wurden die Franzosen in dem Wahne bestärkt, ihr Land sei zum einzigartigen Weltheiland, zum höchsten Kulturbringer der Völker, zum obersten Hüter von Vernunft, Freiheit und Recht berufen. Der Wahn der Unbesiegbarkeit, der Glaube an eine geistige Überlegenheit, zwei Dogmen, die ihren Ausdruck in den Schlagworten „gloire" und „esprit" fanden, setzten sich in der französischen Volksseele derartig fest, daß selbst der furchtbare Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs diese Ideen nicht zu erschüttern vermochte. Die beständige Unruhe, in der

Frankreich fast durch ein Jahrhundert von Revolution zu Revolution, von einer Regierung zur anderen taumelte, ließ das Volk nicht zur Besinnung kommen, und so feierte die Nationaleitelkeit 1870 wieder ihre Orgien, so wie sie es jetzt 1915 von neuem tut.

Gobineau schildert bei der Betrachtung des Deutsch-Französischen Krieges in grellen Farben den Gegensatz zwischen der beispiellosen Verblendung, die ganz Frankreich erfaßt hatte, und der tatsächlichen Wirklichkeit. Daß das Volk den Krieg wollte, widerlegt er gründlich und brandmarkt gebührend das scham- wie würdelose Treiben der Presse, in der sich die Krankheiten des nationalen Wahnes stets am deutlichsten abgezeichnet haben. Die in Frankreich seit Jahrhunderten üblichen Verräterrufe, die grotesken Formen der Spionenschnüffelei, die so weit gingen, daß Gobineau einmal ein paar arme Taubstumme als höchst gefährliche Spione vorgeführt wurden, der Mangel an straffer Organisation, die zunehmende Verwirrung — all diese auch heute wieder beobachteten Merkmale werden von Gobineau geschildert. Auch in dem Krieg der Republik sieht er keinen Ausdruck der Volksstimmung, sondern Mache, bei der die Regierenden sich der verwerflichsten Mittel bedienten: Verleumdungen der Feinde und falscher Siegesberichte. Dieser zweite Teil des Krieges war kein Volkskrieg, sondern eine Verhetzung der Massen durch jene dunklen Ehrenmänner und unruhigen Geister, deren Weizen in Zeiten der Revolution blüht, und eine der wichtigsten Triebfedern war jene nationale Eitelkeit, die so viel Unglück über Frankreich gebracht hat. A. F.

Das Stutzen der Pferdeschweife, den Unfug, den Pferden die Schweifrübe zu kürzen, haben wir von England übernommen. Alle Sachverständigen sind mit dem Publikum darüber einig, daß diese Sitte vom ästhetischen, menschlichen und praktischen Standpunkte aus zu verwerfen ist. Die kupierten Pferdeschweife sind unschön. Was für einen herrlichen Schmuck ein nicht gestutzter Schweif für das Pferd bedeutet, ist am besten in den Pferdezuchtgegenden wahrzunehmen. Man lasse ein Fohlen mit seinen elastischen Bewegungen an sich vorbeigalop-

pieren. Man wird sich dann den jungen sehnigen Körper ohne langen Schweif einfach nicht vorstellen können. Der Schweif gibt dem Pferdekörper erst seine volle Formenschönheit. Deshalb wählen auch die Künstler als Modelle für ihre bildlichen Darstellungen stets langschweifige Pferde.

Das Stutzen der Pferdeschwänze ist auch grausam; denn die Pferde müssen einer törichten Mode wegen eine schmerzhafte Operation an sich vornehmen lassen, die leider vielfach auch von Unberufenen, also Nichttierärzten, unter Weglassung aller Linderungs- und Hilfsmittel vorgenommen wird, so daß die Tiere sehr auszustehen haben, in gar nicht so seltenen Fällen sogar infolge von Wundvergiftung den Tod erleiden. Dazu kommt noch, und das ist der Hauptnachteil des Stutzens, daß die verstümmelten Pferde zeitlebens dem Stich der Insekten schutzlos preisgegeben sind. Dadurch geht ihnen überdies viel von ihrer Ruhe und von ihrer Leistungsfähigkeit verloren. Auch bei der Behandlung von kranken und erholungsbedürftigen Tieren werden in der Regel bei den langschweifigen Pferden die besseren Ergebnisse erzielt, weil diese Tiere ruhiger stehen, und die Heilmittel mehr zur Geltung kommen.

Der natürliche lange Schweif bedeckt und schützt die Leibesöffnungen der Tiere und bietet für die Bauchteile einen Schutz gegen Zugluft und Kälte. Deshalb sieht man auf winterlichen Steppenbildern die wilden oder halbwilden Pferde immer mit zwischen die Hinterbeine geklemmten Schweifen der Windrichtung abgekehrt stehen, so daß der von hinten kommende kalte Wind nicht zwischen den Hinterschenkeln hindurchgelangen und die Bauchteile treffen kann. Ein guter Pferdebestand ist ein Teil unseres Nationalvermögens und unserer Wehrkraft. Um ihn zu erhalten, ist es notwendig, daß wir die kurzschweifige englische Pferdemode abschaffen und dafür eine langschweifige deutsche Mode einführen. H. R.

Wenn ich der Kaiser wäre — würde ich das schöne prophetische Dichterwort Emanuel Geibels zur Wahrheit machen:

„Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb,

Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

Das germanische Kulturideal hat überall, in Religion, Moral, Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft, Politik, Sozialismus und Körpererziehung Verschiebungen und manche Verzerrungen erfahren. Ein Teil der Ursachen dieser Irrgänge ist wohl im Überwiegen der Verstandestätigkeit gegenüber dem Gefühlsleben zu suchen. Die Wege, die uns dazu führen könnten, das gestörte Gleichgewicht zwischen Verstandes- und Gefühlsleben wieder herzustellen und damit das germanische Kulturideal zu erreichen, weisen uns auf eine erhöhte, richtig geleitete Körperpflege und Körpererziehung hin. Wenn ich der Kaiser wäre, würde ich allen im Reiche ohne Unterschied des Ranges, Standes, Alters oder Geschlechtes das herrliche deutsche Turnen, rein und unverfälscht durch fremdländische Übertreibungen, zum Gemeingut werden lassen. Dann könnten wir das Wesen der deutschen Kultur nach Süd und Nord, Ost und West tragen und gesunde, zufriedene, glückliche Menschen schaffen.

Prof. R. G. in Wien.

Was England nach dem Krieg tun — sollte, sagt Frederic Harrison seinen Landsleuten in dem Buch „Die deutsche Gefahr", das im übrigen die Meinung vertritt, daß Deutschland der Todfeind Englands und planmäßig darauf aus sei, das arme Großbritannien, das ihm den Weg zur Weltherrschaft versperre, zu vernichten. Was aber die Inselbewohner und uns angeht, so meint Harrison im letzten Teil seines Buches: „Dieser Krieg wird dem Lauesten und dem Gleichgültigsten zum Bewußtsein gebracht haben, wie viel von unserem Leben, unserer Industrie, unserer Politik zufällig, sorglos, unwissenschaftlich, mittelmäßig ist. Die wunderbaren Hilfsmittel Deutschlands im Dienst staunenerregender Aufgaben, die Intensität der vaterländischen Ergebenheit von Männern, Frauen und Kindern, die Religion der Staatsorganisation — das alles muß auf uns tiefen Eindruck machen. Wir mögen es in jener Form nicht

lieben, aber wir können unsere Augen vor jener Macht nicht verschließen. Unsere schändliche Vorliebe für den Sport, unsere Gleichgültigkeit gegenüber wissenschaftlicher Ausbildung, unser unausrottbares Laster der Trunksucht, alles das ist in den Augen der Welt eine Schwäche und ein Skandal gewesen. Wahrlich, wenn endlich der Frieden kommt, so wird unsere Nation viel zu bereuen, viel zu verbessern und zu organisieren, viel zu lernen haben, und manche grausame Lehre muß in unsere Seelen aufgenommen werden." F.

Der Luftverbrauch des Sängers. — Der Schulen des Singens und der Atemführung sind beinahe so viele, als es Sänger von Ruf gibt. Und wenn man auf diesem Gebiete vielleicht auch noch weniger als auf irgend einem anderen der Kunst und Wissenschaft je zu einem Abschluß gelangt, so hat doch jeder ernsthafte Schritt auf solchem Wege Anspruch auf unsere Beachtung. Die wissenschaftliche Erforschung der Stimmtechnik beschäftigte die österreichische Gesellschaft für experimentelle Phonetik. Professor Dr. Rèthi (Wien) berichtete über Untersuchungen an Sängern, um festzustellen, wie sich beim harten und weichen Tonansatz der Luftverbrauch gestalte. Unter den Sängern selbst herrschen darüber geteilte Meinungen. Rèthi kommt auf Grund sorgfältiger Prüfungen zu dem Ergebnis, daß der harte Ansatz wegen des größeren Luftverbrauchs unökonomisch ist. Überdies ist er schädlich, weil er die Stimmbänder reizt. Viele „Sängerknoten" entstehen lediglich durch den harten Ansatz. Erst wenn an Stelle des harten Ansatzes der weiche tritt, verschwinden die Reizungserscheinungen. Als Regel und System sollte der harte Ansatz nicht gelten. Man benötigt ihn nur gelegentlich, namentlich beim deutschen Text im Gegensatz insbesondere zum italienischen. Um gewisse Ergebnisse zu erzielen, muß man davon auch aus künstlerischen Gründen Gebrauch machen.

Das Recht des Stärkeren. — Es ist schon so viel über Haiti geschrieben worden, Wahres und Erdichtetes, Mögliches und Unmögliches, daß man beginnt Berichte über die Zustände auf dieser „Perle" der Antilleninseln mit einigem Mißtrauen zu

betrachten. Ich will hier aus der Fülle meiner Erlebnisse auf Haiti einiges herausgreifen und vorausschicken, daß die Republik in den rund hundert Jahren ihres Bestehens fast die gleiche Anzahl von Staatsoberhäuptern gehabt hat, darunter Kaiser, Könige, Herzoge und, seit ungefähr sechzig Jahren, Präsidenten.

Allgemeiner Hang zum Müßiggang, ermöglicht durch die gütige Mutter Natur, die hier ihre Gaben in reichstem Maße spendet, übermäßige Freiheiten und mangelndes Verständnis für staatliche und gesellschaftliche Wohlfahrt, dazu persönlicher Eigennutz, bilden die Ursache, daß in Haiti das gesamte Staatsleben zu einer Reihe von parlamentarischen Narrheiten und Skandalen, Gewalttaten und blutigen Aufständen geworden ist. Nur die gegenseitige Eifersucht der Großmächte ermöglicht den Fortbestand eines solchen staatlichen Zerrbildes, indem sie verhindert, daß die eine oder andere von ihnen, besonders Nordamerika, für das die Insel seit der Eröffnung des Panamakanals einen großen strategischen Wert bekommen hat, die Hand darauf legt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Weltkrieg in seinen Folgeerscheinungen in Haiti wie in einigen ähnlich gearteten anderen Republiken gesundere Zustände hervorbringt. —

Am Abend eines glühendheißen Apriltages saß ich mit zwei ansässigen deutschen Herren in der weiten Halle des Hotel de France in Port-au-Prince. Die ersten Anzeichen der nahenden Regenzeit wurden bemerkbar. Schwere Gewitter, begleitet von böigen, heftigen Windstößen und vereinzelten wolkenbruchartigen Regengüssen, machten den Aufenthalt im Freien unmöglich und zwangen uns schließlich, auch die Türen zu schließen.

Wir unterhielten uns über das neueste Tagesereignis. Man hatte am Abend vorher den Kriegsminister Said Télémaque von der Straße aus, durch die Lehmmauern hindurch, in seinem Hause erschossen, und die haitianische Polizei machte die größten Anstrengungen, die Täter zu ermitteln. Fürchtete man doch in den politischen Kreisen den Ausbruch einer neuen Revolution,

und Präsident François Deus Légitime war doch erst ganz kurze Zeit am Ruder!

Draußen war das Gewitter inzwischen zum Ausbruch gekommen. Grelle, grüngelbe Blitze durchzuckten in schneller Folge die Luft, furchtbare Donnerschläge ließen oft das ganze Gebäude erzittern. Das Gespräch stockte.

Plötzlich öffnete sich die Türe. In dem matten Lichte der Petroleumlampe erkannten wir einen herkulischen Neger, dessen goldstrotzende Uniform ihn als einen der zahllosen Generale der Republik erkennen ließ. Ihm folgten auf dem Fuße, ebenso triefend vor Nässe wie ihr Anführer, sechs Negersoldaten, die mit aufgepflanztem Seitengewehr vor der Türe Posten faßten.

Der General benützte die augenblickliche Stille zu einer Anrede: „Messieurs, im Namen der Republik Haiti fordere ich Sie auf, sich ruhig auf Ihren Plätzen zu verhalten und mir die Feststellung Ihrer Persönlichkeit zu gestatten. Bei Widersetzlichkeit müßte ich Gewalt anwenden.“

Dabei schritt er, den Revolver in der Hand, auf einen der zunächst sitzenden Gäste zu. Dieser, ein Engländer, ließ sich in seiner Unterhaltung nicht stören. „Ich bin Fremder, lassen Sie mich in Ruhe,“ sagte er kurz.

Der General stutzte einen Augenblick und wandte sich an den nächsten Gast, einen Mulatten.

„Ich bin Franzose — passez!“

Doch diesmal nahm der General die Antwort nicht so ruhig hin. Daß der weiße Engländer kein Haitianer sein konnte, bewies seine Hautfarbe; bei dem Mulatten aber war Zweifel gestattet. „Beweisen Sie das! Wo ist Ihre Lgitimation?“

Aber der Mulatte wollte sich auf nichts einlassen. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich Franzose bin. Ohne Genehmigung unseres Konsuls haben Sie kein Recht mich irgendwie zu verhören. Ich verweigere Ihnen meine Legitimation.“

Der General, den die spöttisch lächelnden Mienen der Umsitzenden reizten, wurde nervös. „Mein Herr, ich muß Gewalt anwenden, wenn Sie mir die Feststellung Ihrer Person ver-

weigern; ich habe strenge Befehle von meinem vorgesetzten Minister."

„Ihr Minister geht mich gar nichts an. Wenn Sie mich nicht augenblicklich von Ihrer Gegenwart befreien, so besorge ich das selbst," rief der junge Mann zornig, indem er den Revolver zog und ihn drohend gegen den General richtete.

An der Türe entstand Lärm. Ein amerikanischer Schiffskapitän, der die Aufforderung des Generals nicht verstanden hatte, wollte das Haus verlassen. Die Soldaten verweigerten ihm den Ausgang. Nicht gewohnt, sich von einer haitianischen Behörde in seinem freien Handeln beschränken zu lassen, griff der Seemann mit jeder Hand einen der Soldaten und stieß sie so unsanft zur Seite, daß sie gegen die Nebentische flogen — dann ging er seelenruhig hinaus.

Die Aufmerksamkeit des Generals wurde durch diesen Vorfall von dem Mulatten abgezogen. Kaum hatte er den Rücken gedreht und einige Schritte gegen die Türe gemacht, als der Mulatte aufsprang und mit einem Schlage die Petroleumlampe hinunterwarf, so daß die ganze Halle plötzlich in tiefes Dunkel gehüllt war. Ein furchtbares Durcheinander entstand.

Stühle wurden umgestoßen, Gläser fielen klirrend zu Boden. Kommandorufe des Generals, dann schallendes Gelächter und Bravorufen.

Als der französische Wirt nach geraumer Zeit mit einer anderen Lampe erschien, war die Halle merklich leerer geworden. Der Mulatte war nach seinem gelungenen Angriff auf die Lampe aus dem rückwärtigen Fenster gesprungen und im Dunkel der Nacht verschwunden. Mit ihm hatten noch einige andere Gäste das Weite gesucht.

Der General gab weitere Versuche zur Festnahme Verdächtiger auf, dafür richtete sich seine ganze Wut gegen den amerikanischen Kapitän, der auf den Lärm hin zurückgekehrt war und sich nun von einem Landsmann die Bedeutung des Vorgangs erklären ließ.

Was sich dann draußen im Dunkel der Nacht unter strömendem Regen abgespielt hat, habe ich nicht beobachten können;

am nächsten Tage jedoch durchlief das Gerücht die Stadt, daß der amerikanische Gesandte von der Republik Haiti zwanzigtausend Franken Schadenersatz für Mißhandlung eines amerikanischen Untertanen verlangt und erhalten habe.

Drei Tage nach diesem Vorfall saß ich morgens bei Sonnenaufgang auf der Terrasse des Hotels beim Frühstück. Das Hotel liegt vor der Stadt am äußersten Ende des großen Exerzierplatzes, dessen nördliche Seite von den Mauern des christlichen Friedhofs abgeschlossen ist. Von der Terrasse hat man einen freien Ausblick auf die einmündende Hauptstraße. Es war ein für das dortige Klima frischer Morgen. Die Sonne war eben über den Horizont gestiegen und hatte noch nicht Zeit gehabt, die schweren Regentropfen, die glitzernd an den Blättern und Blumen hingen, zu trocknen. Über dem feuchten Rasen des ausgedehnten Exerzierplatzes lag noch der feine Schwaden der verdunstenden Feuchtigkeit.

Von der Stadt her bewegte sich ein seltsamer Zug gegen die Kirchhofsmauer. Dumpfer Trommelwirbel tönte herüber, Bajonette blitzten. Dem Zuge folgte ein geschlossener Karren.

Der Wirt trat zu mir und sagte: „Wenn Sie haitianische Politik in ihrer ganzen Scheußlichkeit sehen wollen, dann gehen Sie dort hinüber. Es werden wieder einmal ‚Rebellen' füsiliert."

Ich ließ mich verleiten, das traurige Schauspiel aus der Nähe zu betrachten. Zwölf Negersoldaten, geführt von einem Offizier, begleiteten neun barhäuptige Zivilpersonen unter Trommelwirbel an die Kirchhofsmauer, an der sie der Rache eines politischen Gegners ihr Leben opfern sollten. Es waren meistens Leute in den mittleren Jahren, die sich infolge ihrer guten materiellen Lage oder durch höhere Bildung zu dem Range eines Generals „befördert" hatten und in politischen Umtrieben zu Macht und Ansehen zu gelangen suchten. Unter ihnen erkannte ich den Mulatten, dem vor wenigen Tagen die Flucht aus der Halle des Hotels geglückt war. Sein böser Stern hatte ihn seinen Häschern doch wieder in die Fänge getrieben. Ein alter weißhaariger Neger war mit ihm zusammengefesselt.

Ich erwartete, auf den Gesichtern der zum Tode Verurteilten eine traurige oder finstere Miene zu sehen, und war erstaunt, sie in lebhafter Unterhaltung zu finden. Der Mulatte nickte mir sogar zu, wobei er bezeichnend die Achseln in die Höhe zog.

An der Mauer zog der Offizier ein Messer aus der Tasche und durchschnitt die Stricke, mit denen die Hände der Generale gefesselt waren. Darauf befahl er den Verurteilten, die Röcke auszuziehen, nahm die Kleidungsstücke über den Arm und trug sie zu dem Karren, vor dessen Deichsel er sie ins Gras warf.

Inzwischen war doch einigen der Verurteilten der Ernst ihrer Lage zum Bewußtsein gekommen; die Unterhaltung stockte, einige schüttelten sich die Hände zum letzten Abschied. Einen pechschwarzen jüngeren Mann, dessen Antlitz eine sichtlich fahle Färbung angenommen hatte, schien es besonders gepackt zu haben; er wankte und lehnte sich an die Mauer.

Der Offizier bot jedem eine Zigarette und einen Schluck Rum aus einer Flasche. Besonders der fahle Mann an der Mauer tat einen langen Zug.

Jetzt stieg die Sonne über die hohen Wipfel der Bäume empor. Ein langer, glänzender Strahl zitterte über das schmutzige Weiß der Kirchhofsmauer und spiegelte sich in den Gewehrläufen der angetretenen Soldaten. Der Säbel des Offiziers senkte sich, eine Salve krachte. Und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, lagen sechs der Verurteilten regungslos auf dem feuchten Rasen. Der Mann an der Mauer stöhnte laut und hielt sich mit beiden Händen den Leib. Zwei, darunter der alte Mann, standen noch aufrecht und riefen höhnende Worte den Soldaten herüber. Eine zweite Salve. Der Urteilsspruch war vollzogen. Oder doch nicht? Der Offizier nahm seinen Revolver vom Gürtel, ging auf die Gefallenen zu und betastete jeden einzelnen. Ein Knall, ein Gnadenschuß ins Ohr endete die Qualen der noch im letzten Todeskampfe zuckenden Unglücklichen.

Der Offizier, dessen Zigarette inzwischen nicht aus dem Mundwinkel gekommen war, kam zurück und setzte sich abwartend auf einen Stein neben seine im Grase liegenden, lustig plaudernden Soldaten.

So mochten sie wohl zehn Minuten dagelegen haben, als einer der Soldaten aufsprang und zu den Leichen der Gerichteten hinüberlief. Er beugte sich über die einzelnen Körper nieder, befühlte sie und rief dann seine Kameraden, die mit ihm die Leichen völlig entkleideten und in liebloser Weise die Körper der Unglücklichen in den inzwischen herangekommenen Wagen warfen. Der Deckel wurde zugeklappt, der Kutscher trieb laut schreiend seine Gäule an und war bald in der Richtung auf die Hauptstraße verschwunden. Mit ihm entfernten sich die wenigen Zuschauer des furchtbaren Dramas.

Unter den Zurückgebliebenen spielte sich indessen ein ebenso roher wie abstoßender Vorgang ab. Wie eine Schar hungriger Raubvögel stürzten sich die schwarzen Schergen auf die vom Lebenshauch der eben Gerichteten noch warmen Gewänder, und unter Streiten und Lachen suchten sie sich die einzelnen Stücke gegenseitig zu entreißen. Dann rief der Offizier zur Ordnung. Die Leute traten in Reih' und Glied und zogen, vergnügt über die so leicht erworbene Beute, der nahen Kaserne zu.

Die Republik war wieder einmal gerettet. Ferd. Emmerich.

Der Herr Generalarzt kommt! — Wie das Bekenntnis eines Künstlers über den Landsturmdrill in unserem letzten Bändchen, so ist auch diese Schilderung, die uns aus dem Felde gesandt wird, ebenso ein Beweis für den nie versiegenden deutschen Humor, wie ein Zeichen der wachsenden tätigen Anteilnahme unserer Leser. Der Einsender hat die Worte „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort" aus Schillers „Kampf mit dem Drachen" als Einleitung über seinen Brief gesetzt und erzählt:

Abends gegen sechs Uhr wurde uns zuerst vom Stabsarzt, dann von der Schwester, dann vom Krankenwärter mit immer bedeutungsvollerer Miene gesagt: „Morgen kommt der Herr Generalarzt! Es muß früher aufgestanden werden, damit alles mustergültig in Ordnung gebracht werden kann, denn der Herr Generalarzt sind ein sehr peinlicher Herr." Nach dieser dreifachen Mitteilung ließ man uns mit der Vorahnung einer so fürchterlichen, unabwendbaren Tatsache allein.

Morgens weckte mich auch für militärische Begriffe schon sehr

zeitig eine außergewöhnliche Lebendigkeit auf dem Gang, ein unaufhörliches Lärmen und Rennen, das von der gleichmäßigen Melodie des Bodenschruppens gewissermaßen harmonisch unterbaut war. Einige Minuten später war ich in den Hosen und der ganze Umtrieb in meiner Stube. Es gab bald keinen noch so kleinen Winkel, der nicht wenigstens zweimal von jedem der Arbeitsmannschaft behandelt worden war. Zuletzt staubte der Krankenwärter einige Male ab, und dann unzählige Male die Krankenschwester. Erst waren ihre Bewegungen hastig, ihre Züge ängstlich und sorgenvoll, allmählich aber spiegelte ihr gutes Gesicht die volle Befriedigung restlos erfüllter Reinigungspflichten wider. Dann kam der Herr Stabsarzt und sah nach dem Rechten. Wenn die Regel nicht ganz allgemein gölte, daß der nichts versteht, der nicht etwas benörgelt und besser weiß, so wäre sie beim Militär erfunden worden. Der Stabsarzt meinte deshalb, man müsse wenigstens alte Binden erneuern, denn es sei zu erwarten, daß der Herr Generalarzt die Verbände sehen wolle. Dann kam der Chefarzt des Lazaretts. Man hätte ihn den Genius loci heißen können; denn er verließ das Haus nie, ohne in jedes noch so geheime Kabinett oder Kästchen geguckt zu haben. Seine Anordnungen fielen deshalb nicht weiter auf: die Uringläser mußten nochmals gereinigt werden, ebenso die Nachttöpfe, beide Garnituren wurden in Reihen rechtsum aufgestellt und scharf ausgerichtet. Dann erschien der Herr Kriegslazarettdirektor, der die Fenstersimse peinlichst auf Staub untersuchte mit dem Ergebnis, daß noch einmal alles abgewischt werden mußte. Den Beschluß machte der Herr Generaloberarzt, der sämtliche Lazarette des Bezirks unter sich hat. Alles, was versammelt war, hatte seine Schuldigkeit getan; alles, was seine Schuldigkeit zu tun hatte, war versammelt. Jetzt konnte er kommen.

Ein Auto fuhr an. Die „Spitzen" gingen hinaus, ihn zu empfangen. Schicksal nimm deinen Lauf! Lautlose Stille im ganzen Haus. Da — „Guten Tag meine Herren," hörte ich deutlich. Eine ganze Weile drangen nur noch verworrene Laute und Geräusche an mein Ohr. Absätze klappten. „Danke

gehorsamst — Lazarett belegt mit 84 Mann — Zu Befehl — Jawohl." Dann kam Bewegung ins Ganze. Man näherte sich meinem Zimmer. Erst in diesem Augenblick entdeckte ich die schmutzige Binde an meinen Fußende. So rasch ich konnte, humpelte ich zum Kleiderrechen und stopfte die Binde in eine Hosentasche.

Die Tür ging auf, der Herr Generalarzt erschien. Es mußte bis jetzt wirklich nichts zu tadeln gewesen sein, das sah man an den verhaltenen Mienen des Gestrengen. Er spähte und spähte. Endlich verklärten sich seine Züge; er hob unter gleichzeitiger Beugebewegung aller ihn begleitenden Herren einen Fetzen der Mullbinde unter meinen Hosen auf und überreichte ihn der Schwester mit einem befriedigt freundlichen Vorgesetztenlächeln. Eisige Ruhe. Die kleine Schwester errötete zuerst lieblich, dann erblaßte sie jäh. Sämtliche Sanitätsoffiziere erblaßten ebenfalls, ihrem Range entsprechend. Das „Na!" des Herrn Generalarzts wirkte wie Erlösung. Man verließ mein Zimmer; ich atmete auf. Nach einiger Zeit vernahm ich wieder verworrenes Abschiedsgeräusch. Die Autohupe ertönte, ein Rasseln — fort war er.

Stürmische Schritte näherten sich meinem Zimmer, Stabsarzt, Schwester und Krankenwärter kamen herein und erörterten die Frage: „Wo kommt der Fetzen her?" Die Schwester konnte glaubhaft machen, daß sie keine Schuld träfe. Nun flog das stabsärztliche Donnerwetter dem Krankenwärter an den Schädel. Der wußte überhaupt nicht, um was es sich handelte, und war überzeugt, seine Pflicht getan zu haben. Der Stabsarzt ließ ihn stehen wie einen begossenen Pudel und stürzte hinaus. Mich plagte mein schlechtes Gewissen, und ich gab ihm ein paar von meinen aufgesparten Zigarren. Der arme Teufel erstaunte nochmals, nun wußte er nicht, warum er die Zigarrren bekam.

Eine Viertelstunde später war alles so friedlich und betulich im ganzen Lazarett, als ob es überhaupt keine Generalärzte gäbe. A. F.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel »Erste Hilfe« ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.





